



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

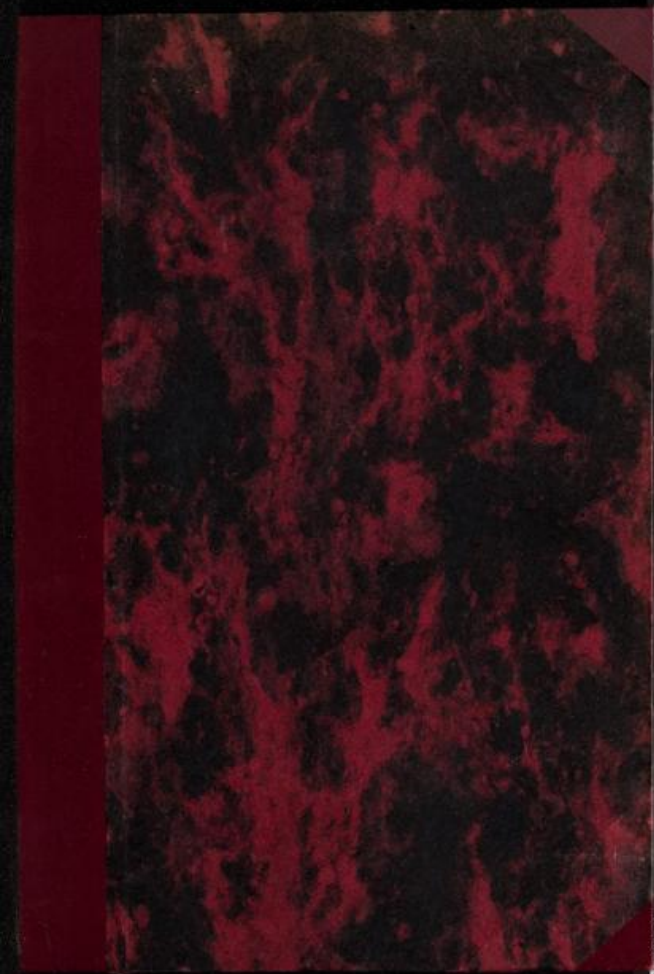
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Deutsch-Südwestafrika

Voigt, Bernhard

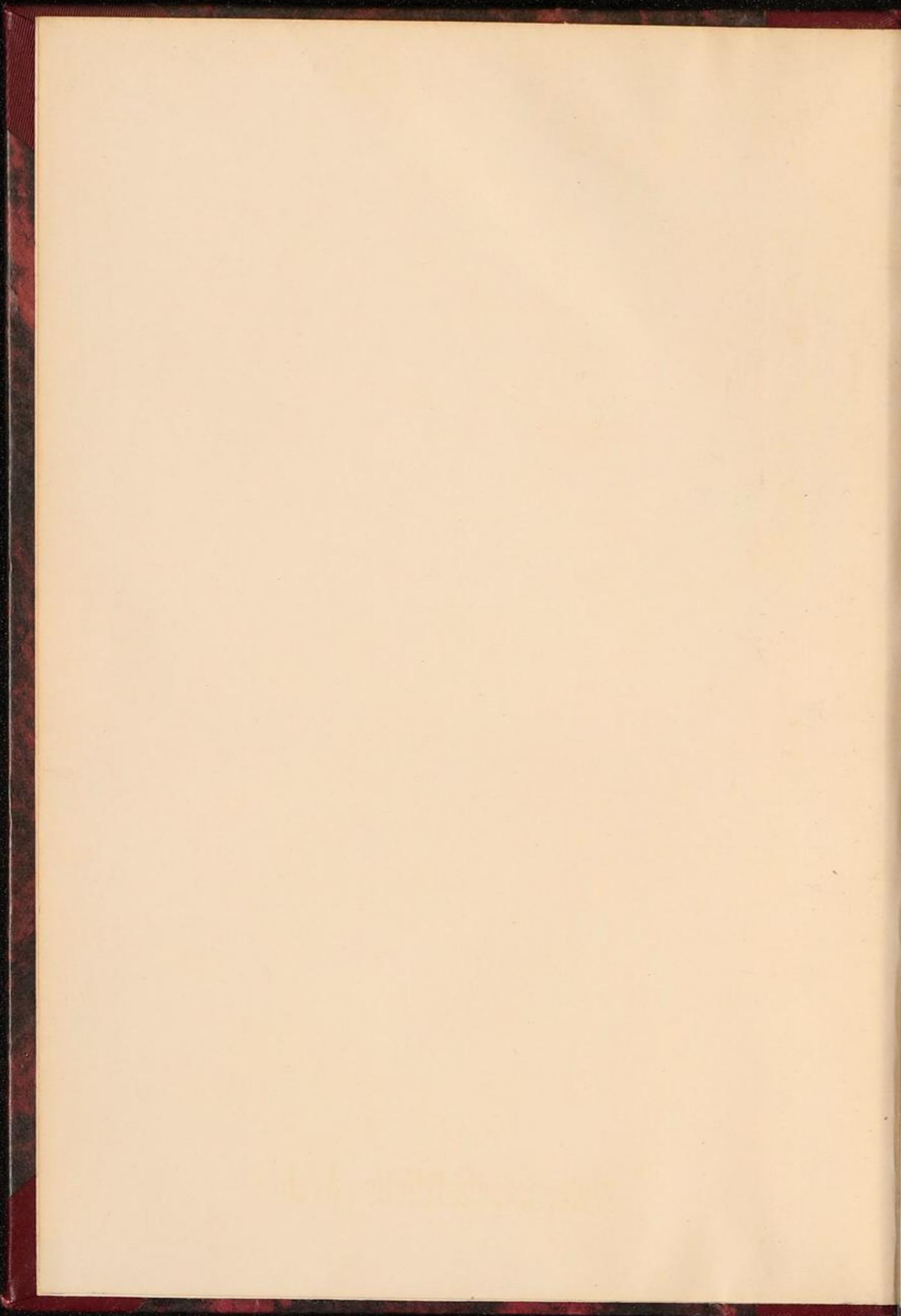
Stuttgart, 1913

urn:nbn:de:gbv:46:1-11561



I 2897

CARL REESE
BUCHBINDEEI
KIEL, KLINKE 8





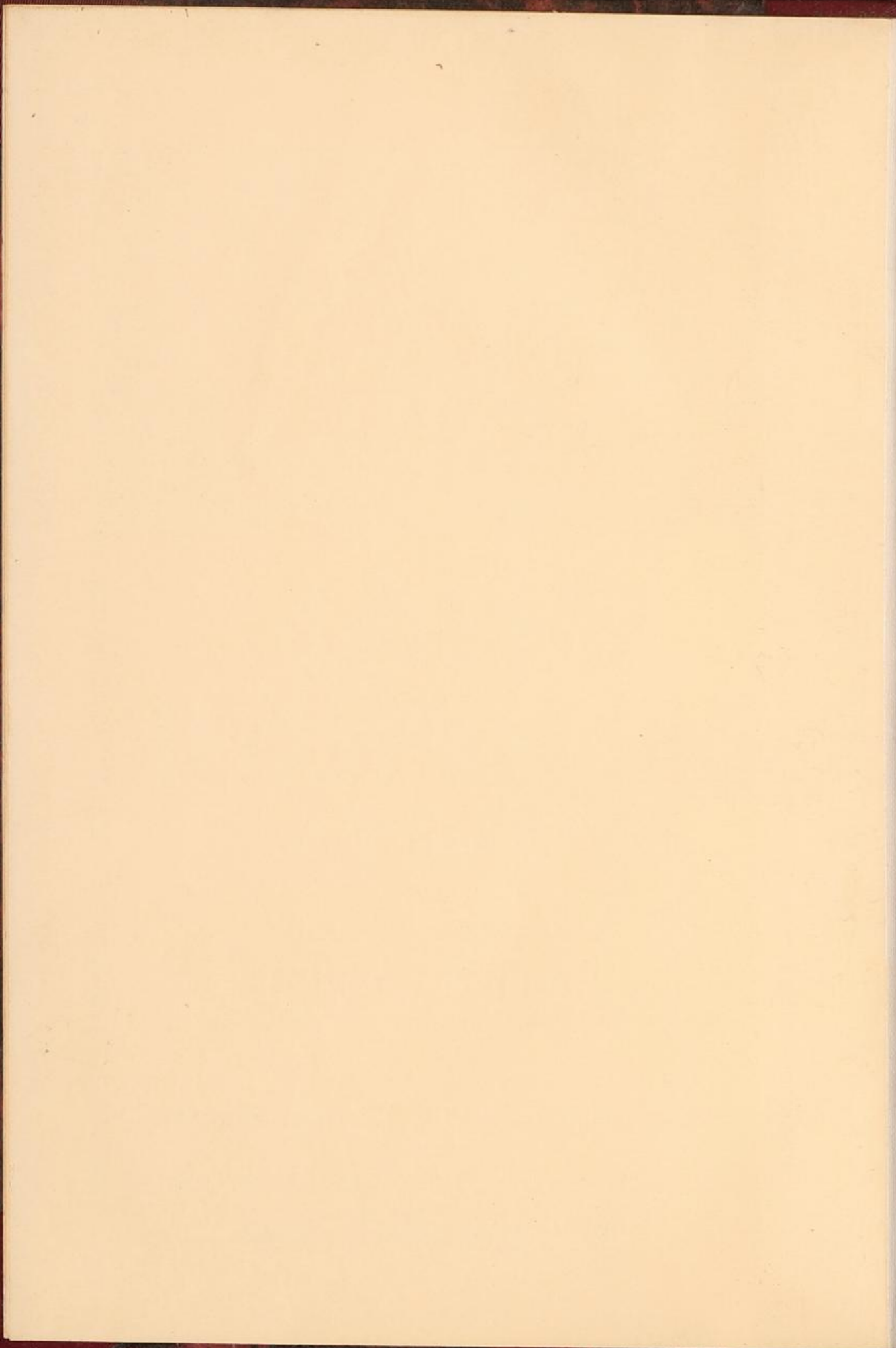
Deutsch= Südwestafrika

Land und Leute

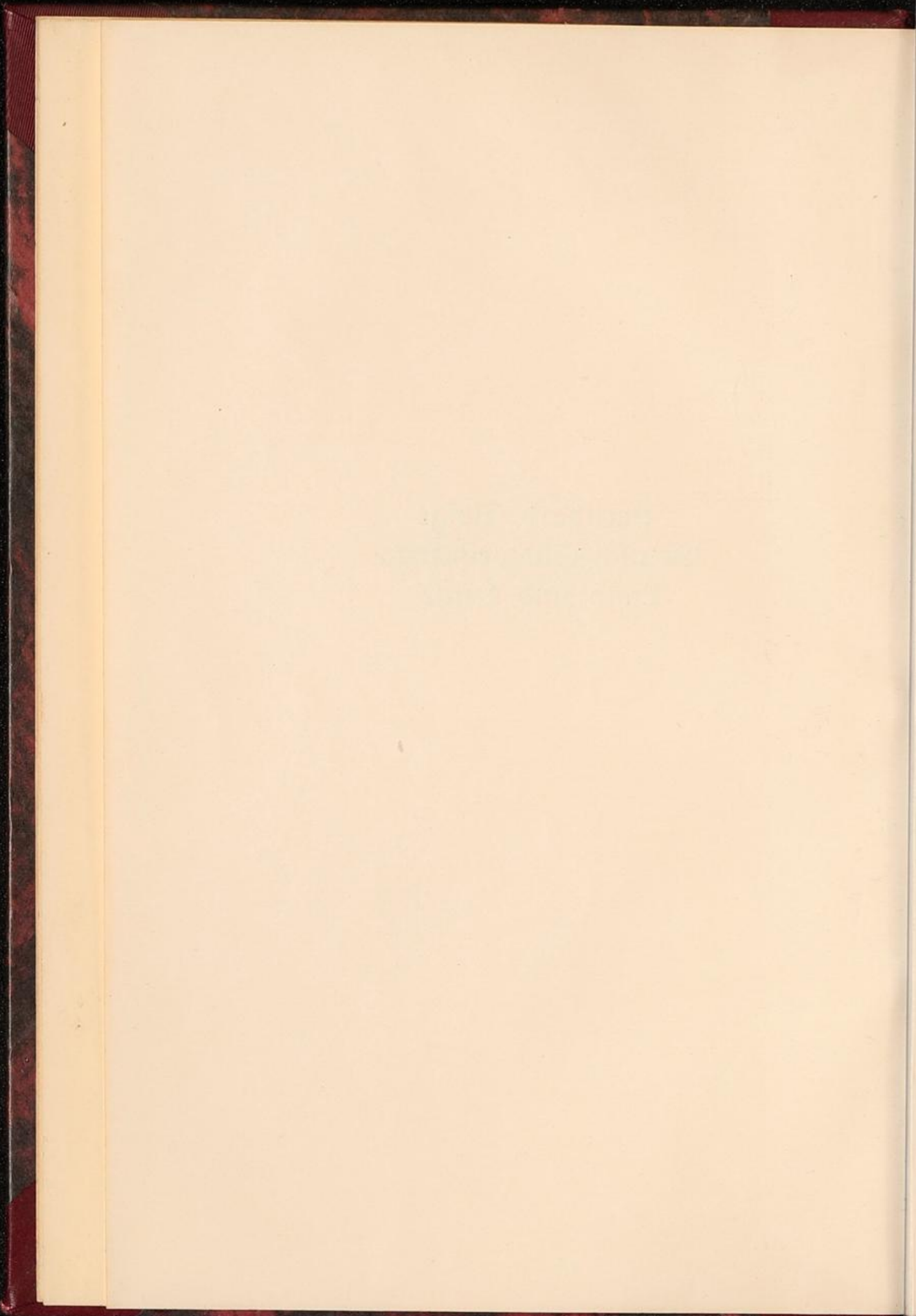
— Von —
Bernhard Voigt

Verlegt bei Strecker & Schröder in Stuttgart

Weltwirtschaftliches Archiv



Bernhard Voigt
Deutsch-Südwestafrika
Land und Leute





P. A. E. Luderitz

Deutsch-Südwestafrika

Land und Leute

Eine Heimatkunde für
Deutschlands Jugend
und Volk

Herausgegeben im Auftrage des
Kaiserlichen Gouvernements von
Deutsch-Südwestafrika von
Bernhard Voigt
Kaiserl. Schulinspektor
in Windhuk



Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart
1913

Weltwirtschaftliches Archiv

Alle Rechte vorbehalten

xxxii J. b. 147.



Ek. 8595

Druck von Strecker & Schröder in Stuttgart

Vorwort.

Das Buch verdankt seine Entstehung dem Bedürfnis der südwestafrikanischen Schulen nach einer Heimatkunde. Ein Teil der Beiträge ist für diesen Zweck verfaßt worden; die meisten sind jedoch größeren Werken über Südwestafrika entnommen. Da diese Bücher durchweg nicht für die Jugend geschrieben sind, waren einige Änderungen der Aufsätze notwendig, ohne daß ihnen aber das von den Verfassern aufgedruckte Gepräge durch eine vollständige Umarbeitung geraubt worden wäre.

Südwestafrika ist hart und spröde; je näher man es aber kennen lernt, desto anziehender erscheint es und desto lieber muß man es gewinnen. Möge auch dieses Buch dazu beitragen, das so manchem Deutschen zur neuen Heimat gewordene Land dem Verständnis und dem Herzen der alten Heimat näherzubringen.

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

Inhaltsverzeichnis I.

Nr.	Seite
1. Südwestafrikanische Landeshymne (Görke)	1
2. Zwei Denkmäler aus der Vorgeschichte Südwestafrikas (Meyer) . . .	2
3. Wie das Volk der Buren entstanden ist (Voigt)	3
4. Die ersten wirtschaftlichen Erkundungen unseres Schutzgebietes (Meyer)	4
5. Lüderitz (Voigt)	5
6. Wie das Deutsche Reich den ersten Schutzvertrag mit Hottentotten schloß (Bam, abgedruckt in Kütz)	6
7. Lüderitzbucht und die Diamantfelder (Kohrbach)	7
8. Ein Ritt am Meeresstrande (Range)	10
9. Verirrt (Schmidt)	10
10. Auf dem südlichen Baiwege (Range)	12
11. Sandsturm und Luftspiegelung (Range)	13
12. Ein Sonnenuntergang (Karow)	13
13. Zwei merkwürdige Gewächse (Passarge)	14
14. Ernte und Verwendung der Nara (Schulze)	14
15. Peter Moors Eisenbahnfahrt von Swatopmund nach Windhof im Jahre 1904 (Frenssen)	16
16. Ein Spaziergang nach Klein-Windhof (Rave)	19
17. Der Weinbau in Klein-Windhof (Rave)	21
18. Beginn der Regenzeit (nach Dove und Schinz)	23
19. Der Regenbogen (Sturm)	24
20. Das Abkommen des Riviers (Pechuel-Loesche)	24
21. Der Ochsenfrosch (Passarge)	25
22. Kriegerische Weihnacht 1904 (Schmidt)	25
23. Weihnachten in Südwest (Helmuth)	26
24. Der Sternhimmel in Südwest (Lucius)	27
25. Der Sterne Deutung (Rückert)	29
26. Die Predigt der Sterne (Schmidt)	29
27. Am Lagerfeuer (Karow)	29
28. Eine deutsche Schule auf dem Tafelberge (Hasenkamp)	30
29. Ein Tag auf der Farm (v. Falkenhäusen)	33
30. Am Abend (Trojan)	35
31. Die Viehzucht in Deutsch-Südwestafrika (Passarge)	35
32. Ackerbau im Hererolande (Voigt)	36
33. Spruch (Sohnrey)	38

VIII

Nr.	Seite
34. Der Ochsenwagen (Dove)	38
35. Handwerk bei den Ovambo (Tönjes)	39
36. Die Etschafanne (Rohmann)	40
37. Ein Brief aus dem Norden (Rohmann)	41
38. Ein nächtlicher Überfall (Tönjes)	42
39. Löwenritt (Freiligrath)	43
40. Die Diriku (Bierfert)	44
41. Der Otjikotosee (Rohmann)	47
42. Guchab und Grootfontein (Rohmann)	48
43. Der Grootfonteiner Palmenwald (Rohmann)	48
44. Die Malaria (Krauß)	49
45. Unser Wild in früheren Zeiten (Wandres)	50
46. Die Antilopen (Passarge)	51
47. Die Wanderungen der Springböcke (Passarge)	51
48. Zwei wenig ähnliche Verwandte (Flöricke)	52
49. Die Webervögel (Brehm)	53
50. Unsere Giftschlangen (Voigt)	54
51. Ein Heuschreckenschwarm in Windhuk (Dove)	55
52. Schaden der Termiten (Escherich)	56
53. Zwei Feinde der Termiten (Escherich)	58
54. Der Pillendreher bei seiner Arbeit (Schulze)	58
55. Die Wohnungen unserer Eingeborenen (Passarge und Schinz)	60
56. Das heilige Feuer der Bergdamara (Bedder)	61
57. Die Religion der Herero (Passarge)	62
58. Der starke Elefant und die schwache Schildkröte (Fabel)	63
59. Geräte und Waffen der Herero (Schinz)	64
60. Leben der Feldherero in der Gegenwart (v. Gersdorff)	65
61. Die Südkalahari (Passarge)	66
62. Ein Kamelritt in der Kalahari (Raifer)	68
63. Aus dem Leben der Betschuanen (Weiler)	69
64. Eine Jagd der Buschmänner (Passarge)	70
65. Spuren einer alten Kultur (Flaskamp)	73
66. Buschmannzeichnungen (nach Bedder)	73
67. Feldkost (v. Gersdorff)	74
68. Das Land der Bondelzwarts (Wandres)	76
69. Die Religion der Hottentotten (Wandres)	77
70. Die Kriege zwischen den Hottentotten und den Herero (Passarge)	79
71. Zwei Kriegslieder der Hottentotten (Klein-Hendrik)	81
72. Südwestafrikanische Jugenderinnerungen (Redeker)	82
73. Ein Besuch Windhuks im Jahre 1885 (Schinz)	85
74. Die Gründung der Stadt Windhuk (Passarge, Rohrbach, Külz)	86
75. Der Hottentottencharakter in Anlehnung an die Fabeln dieses Volkes (Wandres)	88
76. Wie ich Missionar wurde (Gareis)	91
77. Die Einwanderung der Bastards (Schwabe)	93

Nr.	Seite
78. Was ein Mittkämpfer von der Erstürmung der Nauklust im Jahre 1894 erzählt (Schwabe)	95
79. Die Verteidigung von Namutoni 1904 (Rohmann)	98
80. Der Siegeszug der Kompagnie Franke (Generalstabswert)	99
81. Schutztruppenlied (Richard)	101
82. Ein Patrouillenritt am Waterberge (Arnim)	102
83. Auf der Verfolgung der Herero im Sandfeld (Schmidt)	104
84. Nach dem Aufstande (Keding)	106
85. Im dreitägigen Ringen bei Groß-Nabas (Schmidt)	107
86. Heldentod (nach Sievert)	110
87. Kreuz am Weg (Baumbach)	111

Inhaltsverzeichnis II.

a) Gedichte.

Nr.	Seite
1. Südwestafrikanische Landeshymne	1
19. Der Regenbogen	24
23. Weihnachten in Südwest	26
25. Der Sterne Deutung	29
30. Am Abend	35
33. Spruch	38
39. Löwenritt	43
71. Zwei Krieglieder der Hottentotten	81
81. Schutztruppenlied	101
84. Nach dem Aufstande	106
87. Kreuz am Weg	111

b) Aus der Erdkunde.

7. Lüderichbucht und die Diamantfelder	7
8. Ein Ritt am Meeresstrande	10
10. Auf dem südlichen Baiwege	12
11. Sandsturm und Luftspiegelung	13
12. Ein Sonnenuntergang	13
15. Peter Moors Eisenbahnfahrt von Swatopmund nach Windhuf im Jahre 1904	16
16. Ein Spaziergang nach Klein-Windhuf	19
18. Beginn der Regenzeit	23
20. Das Abkommen des Riviers	24
24. Der Sternhimmel in Südwest	27
28. Eine deutsche Schule auf dem Tafelberge	30
31. Die Viehzucht in Deutsch-Südwestafrika	35
32. Ackerbau im Hererolande	36
36. Die Etochapfanne	40
37. Ein Brief aus dem Norden	41
41. Der Djikotofee	47
42. Suchab und Grootfontein	48
43. Der Grootfonteiner Palmenwald	48
61. Die Südkalahari	66

Nr.	Seite
68. Das Land der Bondelzwarts	76
73. Ein Besuch Windhufs im Jahre 1885	85
74. Die Gründung der Stadt Windhuf	86

c) Aus der Naturkunde.

13. Zwei merkwürdige Gewächse (Welwitsch und Nara)	14
14. Ernte und Verwendung der Nara	14
17. Der Weinbau in Klein-Windhuf	21
21. Der Ochsenfrosch	25
31. Die Viehzucht in Deutsch-Südwestafrika	35
32. Ackerbau im Hererolande	36
37. Ein Brief aus dem Norden (Affnenbrotbaum und Gepard)	41
38. Ein nächtlicher Überfall (Löwe)	42
43. Der Grootfonteiner Palmenwald	48
44. Die Malaria	49
45. Unser Wild in früheren Zeiten	50
46. Die Antilopen	51
47. Die Wanderungen der Springböcke	51
48. Zwei wenig ähnliche Verwandte	52
49. Die Webevögel	53
50. Unsere Giftschlangen	54
51. Ein Heuschreckenschwarm in Windhuf	55
52. Schaden der Termiten	56
53. Zwei Feinde der Termiten	58
54. Der Pillendreher bei seiner Arbeit	58
62. Ein Kameltritt in der Kalahari	68
67. Feldkost	74

d) Aus der Völkerkunde.

35. Handwerk bei den Ovambo	39
40. Die Diriku	44
55. Die Wohnungen unserer Eingeborenen	60
56. Das heilige Feuer der Bergdamara	61
57. Die Religion der Herero	62
58. Der starke Elefant und die schwache Schildkröte	63
59. Geräte und Waffen der Herero	64
60. Leben der Feldherero in der Gegenwart	65
63. Aus dem Leben der Betschuanen	69
64. Eine Jagd der Buschmänner	70
65. Spuren einer alten Kultur	73
66. Buschmannzeichnungen	73
69. Die Religion der Hottentotten	77
70. Die Kriege zwischen Hottentotten und Herero	79
71. Zwei Kriegslieder der Hottentotten	81

Nr.	Seite
75. Der Hottentottencharakter in Anlehnung an die Fabeln dieses Volkes	88
77. Die Einwanderung der Bastards	93

e) Aus der Geschichte.

2. Zwei Denkmäler aus der Vorgeschichte Südwestafrikas	2
3. Wie das Volk der Buren entstanden ist	3
4. Die ersten wirtschaftlichen Erfindungen unseres Schutzgebietes	4
5. Lüderitz	5
6. Wie das Deutsche Reich den ersten Schutzvertrag mit Hottentotten schloß	6
16. Ein Spaziergang nach Klein-Windhuf	19
70. Die Kriege zwischen den Hottentotten und den Herero	79
73. Ein Besuch Windhufs im Jahre 1885	85
74. Die Gründung der Stadt Windhuf	86
77. Die Einwanderung der Bastards	93
78. Was ein Mitkämpfer von der Erstürmung der Nauklust erzählt	95
79. Die Verteidigung von Namutoni 1904	98
80. Der Siegeszug der Kompagnie Franke	99
82. Ein Patrouillenritt am Waterberge	102
83. Auf der Verfolgung der Herero im Sandfeld	104
85. Im dreitägigen Ringen bei Groß-Nabas	107
86. Heldentod	110

f) Aus dem afrikanischen Leben.

9. Verirrt	10
16. Ein Spaziergang nach Klein-Windhuf	19
17. Der Weinbau in Klein-Windhuf	21
18. Beginn der Regenzeit	23
22. Kriegerische Weihnacht 1904	25
26. Die Predigt der Sterne	29
27. Am Lagerfeuer	29
28. Eine deutsche Schule auf dem Tafelberge	30
29. Ein Tag auf der Farm	33
32. Ackerbau im Hererolande	36
34. Der Ochsenwagen	38
37. Ein Brief aus dem Norden	41
38. Ein nächtlicher Überfall	42
44. Die Malaria	49
62. Ein Kamelritt in der Kalahari	68
67. Feldkost	74
72. Südwestafrikanische Jugenderinnerungen	82
76. Wie ich Missionar wurde	91

1. Südwestafrikanische Landeshymne.

Südwestafrika, wir preisen
Dich als neues Heimatland;
Denn mit deutschem Heldenblute
Ist getauft dein gelber Sand.

Vom Dranje zum Kunene,
Vom Sambesi bis zum Meer:
Heilig sei uns diese Erde,
Heilig sei uns deine Wehr!

Schäumend wälzt dort seine Brandung
Wild heran der Ozean;
Den Zenit durchkreuzt die Sonne,
Leuchtend hell, auf steiler Bahn.

Weite Steppen, hohe Berge
Glänzen bunt im Sonnenlicht;
Der Natur erhab'ne Schönheit
Selbst aus deinen Dünen spricht.

In den Bergen ruhen Erze,
Auf den Steppen graßt das Vieh;
Nur zu heben sind die Schätze,
Das bedenkt der Läst'rer nie.

Heiße Arbeit trägt hier Früchte,
Ereue Arbeit kann nicht reu'n,
Und die alte nord'sche Heimat
Wird an diesem Land sich freu'n.

Männer, ihr, aus deutscher Rasse,
Und ihr echten deutschen Frau'n,
Ihr sollt hier auf eig'ner Scholle
Euch ein sich'res Heim erbau'n.

Ihr sollt eure Kinder lehren,
Wie die Heimat man verehrt;
Afrikan'sche Wiegenlieder
Singt für sie an eurem Herd.

Drum geloben wir dir Treue,
Neues deutsches Heimatland;
Deutschem Ruhme, deutscher Ehre
Gilt die Arbeit uns'rer Hand.

Vom Oranje zum Kunene,
Vom Sambesi bis zum Meer:
Heilig sei uns diese Erde,
Heilig sei uns deine Wehr'!

Görke.

2. Zwei Denkmäler aus der Vorgeschichte Südwestafrikas.

Nicht von Osten, sondern von Westen aus glückte das Wagnis, Europa mit Asien zur See zu verbinden. Die Handelseifersucht der Venezianer und Portugiesen war die Ursache. Venedigs Flotte nahm in Alexandria in Empfang, was von der Ostküste Vorderindiens in den Nordzipfel des Roten Meeres verschifft, von hier auf Kamelen nach Kairo, von da in Booten nilabwärts zur Küste verfrachtet wurde. In Portugal aber lebten mit Johanns II. Thronbesteigung die Pläne Heinrichs des Seefahrers wieder auf: den Handel Venedigs mit der Eröffnung eines direkten Seeweges nach Ostindien lahmzulegen. Die Westküste Afrikas wurde der große Wegweiser; in seiner Richtung mußte doch am sichersten das Ende der Mauer zu finden sein, die das Westmeer vom Ostmeer trennte. So steuerten die portugiesischen Seefahrer zuversichtlich südwärts und errichteten mit Steinpfeilern und Kreuzen auf vorspringenden Küstenfelsen Denkmäler ihrer Kühnheit.

Mit zweien solcher Punkte taucht auch die Küste Deutsch-Südwestafrikas aus dem Dunkel der Vorgeschichte: Am Nordende der jetzt verschwundenen Sierrabai, nördlich der Swakopmündung, stellte Diogo Cao im Jahre 1485 das Kreuz auf, das dem heutigen Kap Groß (Kreuzkap) den Namen gegeben hat (siehe Tafel 1). Die Inschrift auf diesem Kreuze lautet: „Seit Erschaffung der Welt sind 6684 und seit Christi Geburt 1484 Jahre verflossen, als der erhabene Don Joao

von Portugal befohlen hat, daß durch Jakobus Canus, seinen Ritter, die Säule hier gesetzt werde."

Weiter südlich, am Westzipfel der breiten Felszunge, die die stille Lagune der Lüderisbucht (Angra Pequena) vor der Brandung des offenen Ozeans schützt, stand bis vor hundert Jahren ein steinerner Pfeiler mit dem Eisenkreuz, das Bartholomäus Diaz im Jahre 1487 als sein erstes Landungszeichen an der südwestafrikanischen Küste aufrichtete.

Diaz segelte von hier weiter nach Süden; Sturm und schwere See hielten ihn weit vom Lande ab, und als er nach dreizehn Tagen, die Küste suchend, den Kurs nach Osten nahm, lag vor ihm offenes Meer. Da wußte er, daß er das Südende Afrikas umsegelt hatte.

Mit dieser frohen Gewißheit, aber schweren Herzens dem Druck der Mannschaft nachgebend, trat er die Rückreise an. Er sichtete nun auch eine Halbinsel, landete auf ihr und nannte die Spitze das „Kap der Stürme“.

Seinem König aber, Johann II. von Portugal, hat die Geschichte recht gegeben, daß er dem Kap der Stürme den Namen des Kaps der Guten Hoffnung gab: es wurde im Laufe der folgenden Jahrhunderte der Ausgangspunkt einer langsam, aber mit unaufhaltsamer Hoffnungsfreudigkeit vordringenden Erschließung des dunklen Erdteils von Süden her. Von hier aus drang zuerst die Kultur auch in unser Schutzgebiet. Meyer, Das deutsche Kolonialreich, Band II.

3. Wie das Volk der Buren entstanden ist.

Bei einer holländischen Schiffahrtsgesellschaft starben auf den langen Reisen nach Indien viele Matrosen durch den Mangel an frischem Fleisch und Gemüse. Daher beschloß die Gesellschaft, am Kap der Guten Hoffnung eine Ansiedlung anzulegen, welche die Kranken aufnehmen und die vorüberfahrenden Schiffe mit frischen Vorräten versehen sollte. Zur Leitung dieser Siedlung wurde ein Arzt, namens Jan van Riebeeck, ausgewählt. Am 9. April 1652 betrat er den afrikanischen Boden mit einer Anzahl anderer Angestellter der Gesellschaft, die auch holländischer Abkunft waren.

Die meisten dieser Ansiedler blieben auch im Lande, nachdem sie ihre Zeit abgedient und den Vertrag mit der Gesellschaft gelöst hatten. Sie nannten sich nun „Freie Bürger“, und sie sind die eigentlichen Stammväter der Buren.

In dem nun folgenden Jahrhundert wanderten zahlreiche Deutsche und Holländer im Kapland ein, auch viele Hugenotten, das sind protestantische Franzosen, die wegen ihres religiösen Bekenntnisses in der Heimat bedrückt wurden. Aber alle nahmen bald Sprache und Sitte der ersten Besiedler des Landes an, so daß sich ein einheitliches Volk bildete. Da sich die meisten auch fernerhin mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigten, so nannte man sie allgemein die Buren, d. h. die Bauern. Die Arbeit auf den Feldern verrichteten meistens gekaufte Sklaven.

Während der Kriegswirren im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts eroberten die Engländer das Kapland. Zuerst fühlten sich die Buren unter der englischen Herrschaft ganz wohl; das wurde aber anders, als die englische Regierung im Jahre 1833 die Sklaverei aufhob und die Eingeborenen den Weißen rechtlich gleichstellte. Durch den Verlust ihrer Arbeiter verarmten viele Buren; außerdem zogen nun viele der freigelassenen Eingeborenen im Felde umher und belästigten die Farmer durch Viehdiebstähle.

Um diesen Mißständen zu entgehen, begannen die Buren in Massen auszuwandern und selbständige Staaten zu gründen. Man nennt diese Wanderzüge die großen Trecks. Die Buren besiedelten nacheinander Natal, Zululand, den Oranjesfreistaat und Transvaal.

Aber überallhin folgten ihnen die Engländer und nahmen ihnen ihre neugegründeten Freistaaten weg, bis im letzten großen Burenkriege 1902 auch Transvaal und der Oranjesfreistaat, die ihre Unabhängigkeit bisher bewahrt hatten, besiegt und in englische Kolonien umgewandelt wurden.

Voigt.

4. Die ersten wirtschaftlichen Erkundungen unseres Schutzgebietes.

Von einem Buren angeregt, der im Jahre 1760 den Oranje überschritten hatte, um Elefanten zu jagen, rüstete der Hauptmann Hendrik Hop im Auftrage des Gouverneurs zu Kapstadt die erste Expedition aus, die in Groß-Namaland eindrang. Mit einem Botaniker, einem Arzt, der auch die Gesteine zu prüfen hatte, und einem Landmesser überschritt er am 29. September 1761 den Oranje in einer breiten Furt und scheint über Warmbad bis in die Gegend von Reetmanshoop gelangt zu sein. Die Expedition brachte die Gewiß-

heit reicher Kupferlager mit, aus denen die Hottentotten das Metall ausschmolzen, um es mit steinernem Hammer und Amboss zu Schmucksachen zu schlagen.

Aber bald gingen die Hoffnungen höher hinaus: die Hoffnung, Gold im Groß-Namalande zu entdecken, ließ die Holländer am Kap nicht zur Ruhe kommen. So überschritt denn abermals, im September 1791, eine Expedition den Oranje, diesmal unter der Führung Willems van Keenen. Die unerschrockenen Goldsucher kamen bis in die Nähe der Walfischbai; einer von ihnen, Pieter Brand, drang mit einigen Hottentotten weiter bis in die Gegend des heutigen Windhuk vor. Er brachte die ersten genauen Nachrichten über die viehhaltenden Herero mit, über ihre Kämpfe mit den Hottentotten und über das rätselhafte Volk der Bergdamara. So willkommen auch die Erweiterung unserer Landeskenntnis war, Gold wurde nicht gefunden, nur einige Kupferlager in der Namib.

Meyer, Das deutsche Kolonialreich, Band II.

5. Lüderitz.

Die Hoffnung, im Hinterlande von Angra Pequena wertvolle Mineralien zu finden, bewog den Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz, in dieser Gegend Land zu erwerben. Es ist ein seltsamer Zufall, daß er gerade dieses Gebiet aussuchte, in dem nach mehr als zwanzig Jahren ungeheure Reichtümer an Diamanten gefunden wurden, von deren Vorhandensein man aber damals noch nichts ahnte.

Im Jahre 1883 schickte er zunächst fünf junge Leute unter der Führung von Heinrich Vogelsang nach Angra Pequena. Nachdem sie die mitgebrachten Waren ausgeladen hatten, begaben sie sich zu Fuß nach Bethanien, wo sie von dem Häuptling Joseph Frederiks das Land an der Küste für Lüderitz kauften. Im Anfang des Jahres 1884 kam Lüderitz selbst nach Angra Pequena. Dann reiste er wieder nach Berlin und berichtete dem Reichskanzler Fürst Bismarck über seine Erwerbung, worauf dieser das ganze Gebiet unter deutschen Schutz stellte.

Das Deutsche Reich schickte nun zwei Kriegsschiffe, die Korvetten „Leipzig“ und „Elisabeth“, nach Angra Pequena. Sie landeten eine Besatzung und hissten die deutsche Flagge; damit war die erste Kolonie Deutschlands feierlich in Besitz genommen.

Im Oktober 1884 ging noch das Kanonenboot „Möve“ mit dem Generalkonsul Dr. Nachtigall in der Bucht vor Anker, und einige Tage später trat Dr. Nachtigall mit Vogelsang die Reise nach Bethanien an. Hier wurde am 28. Oktober in feierlicher Rats-sitzung von ihm und dem Häuptling Joseph Frederiks der deutsche Schutzvertrag unterzeichnet.

Es ist Lüderix nicht beschieden gewesen, den Aufschwung seines Unternehmens zu erleben. Er rüstete im Jahre 1886 eine Expedition aus, um die Gegend am Oranje-flusse zu erkunden. Die Untersuchung wurde von Angra Pequena über Bethanien bis zur Nabasfurt im unteren Oranje-flusse ausgedehnt. Von dort aus wurde der Fluß in einem leichten Boote aus Segelleinwand bis zur Arisdrift befahren. Dieses Boot trug die Forscher auch ins Meer hinaus bis zur Alexanderbai, die fünf Kilometer südlich von der Mündung des Oranje liegt. Hier entschloß sich Lüderix, mit dem Seemann Steingröver in dem kleinen Boote auf dem Seewege nach Angra Pequena zurückzukehren. Seit der Abfahrt von der Alexanderbai fehlen alle Nachrichten über das Schicksal der beiden, und es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß sie bei dem tollkühnen Unternehmen den Tod in den Wellen gefunden haben.

Voigt.

6. Wie das Deutsche Reich den ersten Schutzvertrag mit Hottentotten schloß.

Nach einem Berichte des Missionars Bam.

Am 24. Oktober 1884 trafen in Bethanien der Kaiserliche Kommissar Dr. Nachtigall in Begleitung des Herrn Vogelsang und des Grafen Spee, Unterleutnants zur See, ein. Bald erschien auch unser Häuptling. Er hatte sich in seinen schwarzen Sonntagsanzug geworfen und hätte gewiß noch einnehmender ausgesehen, wenn seine Hände nicht gar so schmutzig gewesen wären. Trotzdem schüttelte Dr. Nachtigall dem Häuptling Joseph und dessen Ratsleuten herzlich die Hand und ließ ihnen durch mich einige freundliche Worte sagen. Hierauf besuchten die Herren unseren gerade im schönsten Schmucke stehenden Garten, wo sie an den schattigen Weinlauben und den Feigenbäumen großen Gefallen fanden und meinten, so etwas hier im Lande nicht vermutet zu haben.

Am Sonntag erschienen Dr. Nachtigall und seine Begleiter in voller Uniform in der Kirche. Auch unser Kapitän Joseph hatte die ihm von Herrn Lüderitz geschenkte Alanenuniform an; nur den Säbel hatte er zu Hause gelassen.

Tags darauf sollten nun die Verhandlungen beginnen. Vorher hatte der Herr Generalkonsul ein aus dreizehn Artikeln bestehendes Schriftstück abgefaßt mit der Überschrift: Schutz- und Freundschaftsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Bethanien.

So kam denn der 28. Oktober heran, ein Tag, der in der Geschichte unserer Station Bethanien immer denkwürdig bleiben wird. Gegen 9 Uhr ließ der Kapitän die Herren ersuchen, zu der Rats- und Volksversammlung in seinem Hause zu kommen. Ich begleitete sie als Zeuge und Dolmetsch. In dem geräumigen Saale fanden wir die Leute schon versammelt, den Kapitän auf einem Lehnstuhl sitzend, unter den Bildern des Kaisers und des Kronprinzen, dazwischen die Photographie des Herrn Lüderitz. An der Wand gegenüber, wo wir Platz nahmen, befand sich ein Öldruckbild Dr. Martin Luthers. Nachdem wir uns gesetzt hatten, ergriff der Kapitän das Wort und erklärte, daß er nach Überlegung mit seinem Räte willens sei, mit dem Deutschen Reiche einen Schutz- und Freundschaftsvertrag abzuschließen. So bitte er denn Seine Majestät den Deutschen Kaiser, über das von ihm beherrschte Gebiet die Schutzherrschaft zu übernehmen. Darauf sicherte ihm der Generalkonsul den Schutz des Deutschen Kaisers zu. Als äußeres Zeichen dieses Schutzverhältnisses wurde am anderen Tage vor dem Hause des Kapitäns feierlich die deutsche Flagge gehißt, wobei Dr. Nachtigall das Gebiet von Bethanien für deutsches Schutzgebiet erklärte.

Aus K¹ 3, Deutsch-Südafrika im 25. Jahre deutscher Schutzherrschaft.

7. Lüderitzbucht und die Diamantfelder.

Lüderitzbucht (siehe Tafel 3) ist die älteste deutsche Ortschaft in Südwestafrika, denn seine Gründung erfolgte gleichzeitig mit der Erklärung der Schutzherrschaft des Reiches im Jahre 1884. Erst sechs Jahre danach wurde der Grund zu Windhof gelegt, und noch später entstand Swakopmund. Allerdings waren jene Anfänge unter Lüderitz mehr als bescheiden, und bis zum Ausbruch des Hottentottenaufstandes im Herbst 1904 standen an der Bucht nur wenige Häuser,

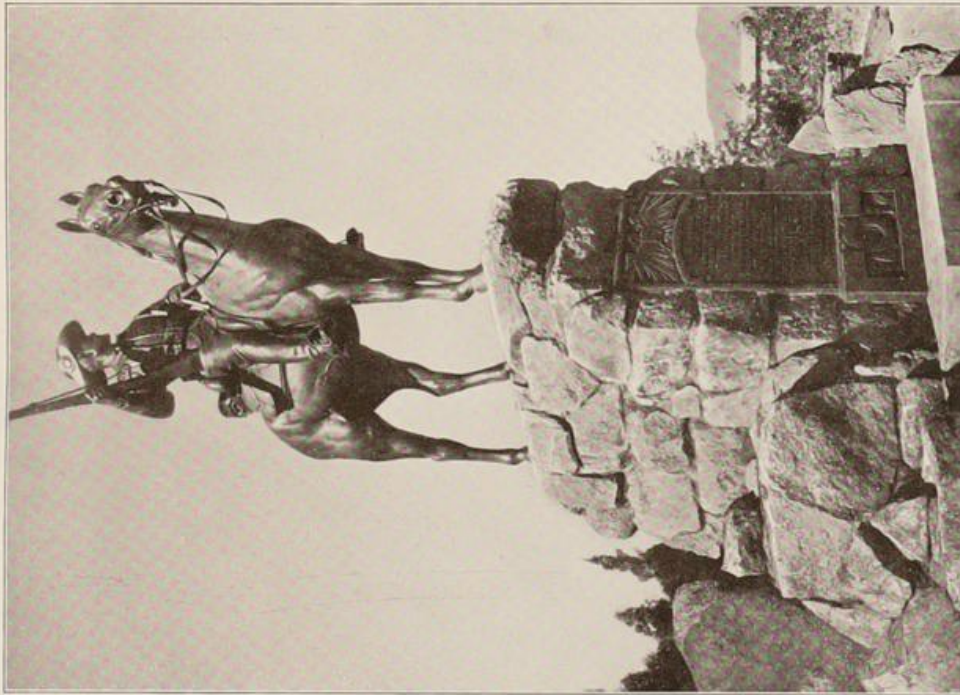
und die weiße Bevölkerung betrug kaum ein paar Duzend Köpfe. In den ersten Jahren wurde meist noch der alte portugiesische Name Angra Pequena gebraucht, unter dem die von Lüderitz angelegte Niederlassung auch in Deutschland bekannt wurde.

Lüderitzbucht besitzt keinerlei natürliches Süßwasservorkommen. Zuerst wurde das Wasser jahrelang in Fässern von Kapstadt gebracht, dann stellte die Deutsche Kolonialgesellschaft einen kleinen Kondensator zur Umwandlung von Meerwasser in Süßwasser auf. Außerdem waren Sonnen im Gebrauch, um die manchmal sehr starke Taufeuchtigkeit, die sich nachts auf den Dächern sammelt und abtropft, aufzufangen.

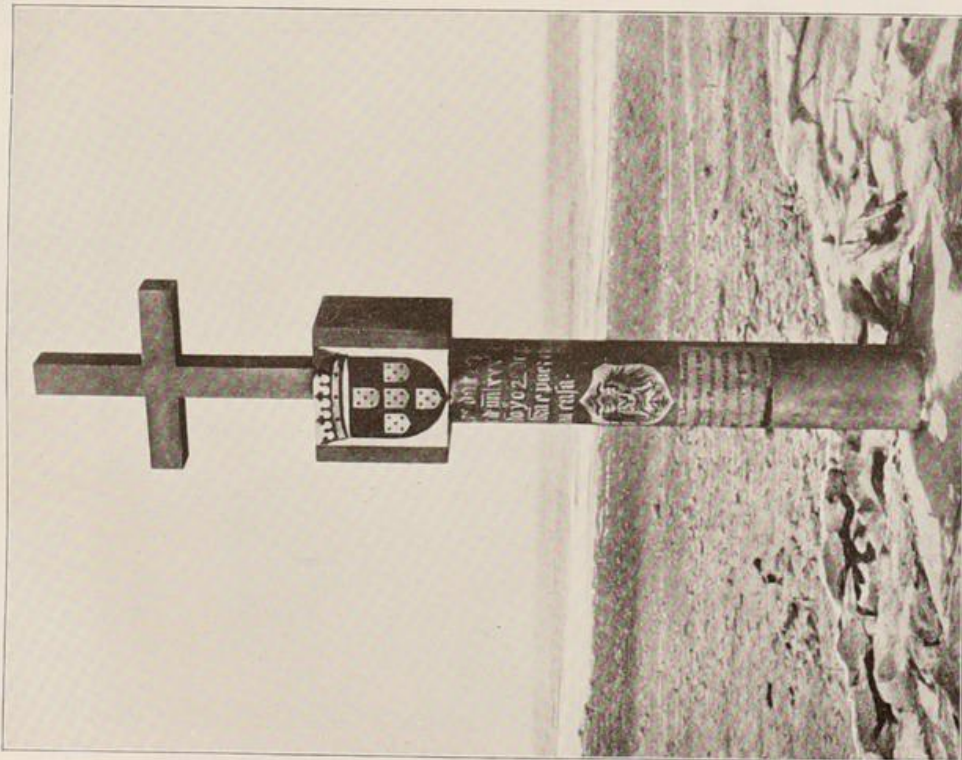
Im Oktober 1904 kam der Hottentottenaufstand, und von da an wurde es notwendig, größere Vorkehrungen für die Landung und den wachsenden Nachschub von Truppen, Proviant und Kriegsmaterial über Lüderitzbucht und den südlichen Baiweg ins Innere zu treffen. Der Platz begann zu wachsen, und der Entschluß, endlich eine Bahn durch den Süden der Kolonie zu bauen, schuf die Grundlagen für eine dauernde Entwicklung. Lüderitzbucht besitzt den einzigen wirklich guten Hafen zwischen Kapstadt und der Kongomündung.

Für den mit dem Dampfer kommenden Besucher erscheint schon mehrere Stunden vor Lüderitzbucht nahe zur Linken die hohe, öde Dünenküste. Allmählich taucht vorwärts in der Fahrtrichtung ein weit ins Meer vorspringendes Felsenkap auf, die Diazspitze, auf der jetzt ein großer Leuchtturm erbaut ist. Die Diazhalbinsel schützt den Hafeneingang schon von ferne gegen die Dünung des Ozeans, die an dem Kap manchmal eine so gewaltige Brandung erzeugt, daß man schon auf viele Seemeilen Entfernung den weißen Gischt erblickt. Der eigentliche Hafen von Lüderitzbucht wird durch eine Reihe dem Festlande vorgelagerter Inseln gebildet. Eine davon, die Haifischinsel, die der Stadt unmittelbar gegenüberliegt, ist bei Ebbe mit dem Festlande verbunden. Sie galt daher, schon bevor der breite Verbindungsdamm mit der Stadt gebaut wurde, als Halbinsel und ist aus diesem Grunde deutsch, während die eigentlichen Inseln englisches Gebiet sind. Auf der Haifischinsel liegt das Lüderitzbuchter Lazarett.

Im Mai 1908 wurden etwa 18 Kilometer landeinwärts an der Bahn von einem schwarzen Streckenarbeiter die ersten Diamanten gefunden. Ein Jahr später war das ganze Küstengebiet vom Oranje



Phot. Nint, Windhut.
Denkmal der gefallenen Infanterier und Soldaten
in Windhut.

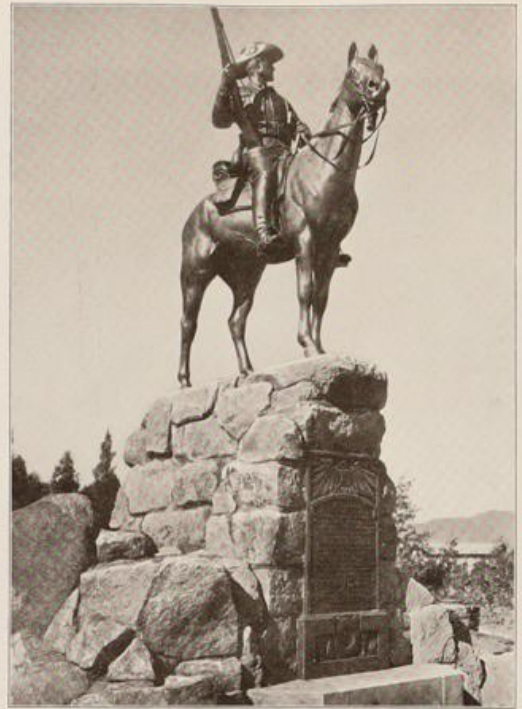


Bohr.
Das neue Kreuz am Cap Croß (Kreuzkap).



Bohr.

Das neue Kreuz am Cap Croß (Kreuzkap).



Phot. Nint, Windhut.

Denkmal der gefallenen Ansiedler und Soldaten
in Windhut.

Safel 1.

Tafel 2.



Phot. Nint, Windhut.

Kamelreiterpatrouille.



Phot. Nint, Windhut.

Soldatengrab an der Schwarzen Klippe.

bis Swakopmund durchforscht, und eine Reihe von Diamantvorkommen war festgestellt worden, im Werte von mindestens einer Milliarde Mark. Die meisten Lager befinden sich etwa 90—120 Kilometer südlich von Lüderitzbucht, gegenüber der Pomonainsel und noch weiter südlich, landeinwärts vom Bogenfelsen. Der Bogenfels ist die merkwürdigste Naturbildung an der ganzen südwestafrikanischen Küste, ein etwa dreißig Meter hohes, spitzbogig gestaltetes Tor, das mit einem Pfeiler frei in die See hinaustritt und in seiner dunklen, wuchtigen Masse gegen das blaugrüne Meer, die weiße Brandung und den gelben Wüstenand einen überwältigenden Eindruck macht. Ein Bild kann seine Schönheit nur schwach wiedergeben.

Seit der Entdeckung der Diamanten hat Lüderitzbucht einen raschen Aufschwung genommen. In zwei Jahren ist eine Menge steinerner Bauten entstanden, und vom Hafen aus gesehen bietet sich der Ort als eine an den Felsenhängen schön gelegene Stadt dar. Nur die Wasserversorgung macht immer noch Schwierigkeiten, denn der kleine Kondensator, der zur Kriegszeit gebaut wurde, ist den neuen Anforderungen kaum gewachsen.

Wer nach Lüderitzbucht geht, bekommt von Hause gewöhnlich den Auftrag: Bringe uns doch ein paar Diamanten mit! Die Bitte ist leicht ausgesprochen, aber unmöglich zu erfüllen. Alle auf den Feldern gefundenen Steine müssen der Diamantenregie abgeliefert werden und kommen nach Berlin, wo der Verkauf zugunsten der Besitzer erfolgt. Wer ungeschliffene Diamanten in Besitz haben will, muß hierfür einen Erlaubnisschein lösen, der tausend Mark kostet. Dadurch will man den Diebstahl und das Einschmuggeln der Diamanten nach der Kapkolonie verhindern. Das ist aber sehr schwer, weil die Fundstellen der Edelsteine sich viele hundert Kilometer weit in der Wüste ausdehnen und die Arbeitsstellen innerhalb dieses Gebietes fortgesetzt verlegt werden müssen. Ist der diamanthaltige Kies an der einen Stelle durchgeseibt und durchgewaschen, so kommt eine andere daran. Man rechnet, daß auf diese Weise der Abbau aller Felder etwa 20 Jahre in Anspruch nehmen wird.

Die Beschaffung von Wasser und Proviant macht in der Wüste allerdings Schwierigkeiten; sonst ist der Abbau verhältnismäßig billig. Der Sand an den diamanthaltigen Stellen wird zusammengeschaufelt, die groben und die ganz feinen Bestandteile werden abgeseibt, und dann wird der diamanthaltige Rückstand in runden Drahtsieben

gewaschen. Dabei sammeln sich die schwersten Bestandteile, unter ihnen die Diamanten, in der Mitte des Siebes, im „Herzen“.

Rohrbach (in Kolonie und Heimat).

8. Ein Ritt am Meeresstrande.

Hat man die schützend vorgelagerten Inseln von Lüderitzbucht hinter sich, so brandet der offene Ozean selbst bei ruhigem Wetter mit großer Gewalt an das felsige Gestade. Eigentliche Stürme sind hier selten, kommen aber zuweilen vor. Ein solcher Nordsturm hat im Jahre 1906 einen großen englischen Frachtdampfer auf das Felsgestade gesetzt, wo er noch festliegt, allen Bergeversuchen trotzend. Nach einem Ritte von etwa 25 Kilometern gelangt man an eine schwierige Stelle. Im Osten die turmhohe Düne, im Westen die brandende See; auf dem schmalen Flachstrande muß man hindurch. Da heißt es die Ebbe abpassen, denn zur Flutzeit ist es kaum möglich durchzudringen, da kein Platz für das Reittier bleibt. Nach einer Strecke von 5 Kilometern, die im Galopp zurückgelegt wird, gelangt man zum Regelberg, einer weithin sichtbaren Felshöhe. Sie kann nur so umgangen werden, daß man eine Strecke weit durch die Dünen wandert (siehe Tafel 5). Dieser Teil der Dünen bietet ein Bild erhabener Großartigkeit. Sand, nichts als Sand, getürmt zu hohen Wellen. Kein lebendes Wesen zeigt sich; in erhabener Ruhe liegt die Natur da, ein Bild des Todes. Denn in den Sandstürmen und bei gänzlich mangelnden Niederschlägen kann hier nichts gedeihen. Bald geht es wieder zum Strande. Das Bild ist wieder das gleiche: links die brandende See, rechts die hohen Dünen. Nach wenigen Minuten ändert sich das Bild. Schwärzliches Gesträuch zeigt sich, eigenartige Hügel bildend. Es ist der Brackbusch, der hier einen mühsamen Kampf gegen die unwirtliche Natur führt. Wir haben die Wasserstelle Klein-Unichab erreicht.

Dr. Range, Reifestudien in Groß-Namaland.

9. Berirrt.

Im Lazarett ließ ich mir von einem Gefreiten seine Todesfahrt in der Dünenwüste erzählen. Er berichtete mit schlichtem, wohlthuendem Ernst.

Nabe bei Ukama, dieser Wasserstelle inmitten des Wüstengürtels, hatte er mit wenigen Kameraden nach weiteren Wasserstellen zu suchen. Wochenlang fesselte sie dieser ermüdende, anstrengende Dienst an ihren schweren, öden Posten. Da sahen sie zu ihrem Unglück eines Tages die Spur eines Bockes, die sie zur Aufbesserung ihrer Verpflegung unbedachterweise zu verfolgen beschloffen. Einer blieb bei der Arbeit, drei andere wollten das Wild in dem Dünengebirge erlegen. Sie finden zwar den Bock, kommen aber nicht schußrecht heran. Bei ihrer Umkehr merken sie bald, daß sie die Richtung verloren haben, versäumen auch, nach Afrikanerregel auf den eigenen Spuren den Rückweg zu suchen. Die Einförmigkeit der Dünenzüge gibt den Verirrten keinerlei Anhalt. Der Gefreite meinte, er werde sich zurechtfinden, sobald er den Sandberg sehe, der des Abends so rötlich schimmere. Dieses Merkmal hatte er sich bei seinem längeren Aufenthalt im Dünengelände eingepägt. Die drei suchen und suchen. Jeder neue Berg, den sie ersteigen, zeigt das nämliche Bild unaufhörlichen Sandgebirges. Der ersehnte Berg will nicht auftauchen. Ohne Nahrung, ohne Wasser, ohne Kompaß schleppen sie sich durch mehrere heiße, schattenlose Tage. Der Gefreite will es nun allein noch einmal versuchen, seine beiden erschöpften Gefährten sollen auf seine Rückkehr warten. Sie stellen ihre Gewehre zusammen und befestigen Taschentücher an den Läufen, um ihren Platz sichtbar zu machen. Als der Gefreite jedoch über einen Tag ausbleibt, raffen sich diese beiden auf, um wiederum ihn zu suchen.

So vergehen die Tage und die letzten Kräfte. Der zurückkommende Gefreite sieht schließlich etwas Graues an einer Düne liegen. Er findet eine Decke und unter ihr einen toten Kameraden. Darnach trifft er auch auf den zweiten, dem der Durst schon die Sinne verwirrt hat. Neben diesem legt er sich nieder und schaufelt sich wie ihm eine tiefere Lagerstätte in den Sand, um ein wenig Kühlung zu schaffen. Als er sich gegen Morgen zu dem gleichen Zweck kleine Steine in den Mund schiebt und nach seinem Nebennanne sieht, merkt er, daß auch dieser Gefährte gestorben ist. Du mußt, sagt er sich nun, noch so lange weiter umherirren, bis dein Ende gleichfalls kommt.

Zwar findet er die frische Spur eines Pferdes, ist aber zu ermattet, um ihr lange zu folgen. Am Morgen des sechsten Tages sieht der Erschöpfte drei Gestalten in verschwimmenden Umrissen vor

sich: zwei Bastards und einen Kameraden, die nach den Verirrten ausgeschiedt sind. Sie heben den letzten Überlebenden aufs Pferd; er vermag aber nicht mehr zu reiten. Nun tragen sie ihn die weite Strecke zurück. Nach Lüderisbucht gebracht, erholt sich der Wackere, erkrankt aber dort an Typhus, von dem er nun langsam geneset. Vor den stärkeren Sonnenstrahlen muß er sich noch schützen.

„In solchen Tagen lernt man viel“, deutete er mit sichtlichem Ernst an, und ich stimmte ihm zu; ein klein wenig von solchen Irrfahrten in Südwestafrika kannte ich ja aus eigener Erfahrung.

Lange und innig haben wir beim stillen Wandern auf unserer Lazarettinsel miteinander geredet.

M. Schmidt, Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika.

10. Auf dem südlichen Baiwege.

Jetzt durchheilt man die Namib von Lüderisbucht aus mit der Eisenbahn in wenigen Stunden. Der Ochsenwagen dagegen gebrauchte zu diesem Wege, dem Baiwege, im günstigsten Fall eine Woche, häufig das Doppelte, und büßte bisweilen bei Sandsturm einen Teil seiner Tiere ein. Besonders die Truppe hatte zu Beginn des Hottentottenkrieges, ehe Mensch und Tier sich an die unwirtlichen Verhältnisse gewöhnt hatten, schwere Verluste an Zugtieren; zahlreiche Gerippe zeugen noch jetzt davon. Die gewöhnliche Pad ging bis Rotkuppe, nördlich der jetzigen Eisenbahn, deren Windungen sie abschneidet. Diese Strecke war die schwerste; mühselig schleppten die Ochsen den schweren Wagen durch den tiefen Sand der Dünen oder über das unwegsame Felsgelände. Oft genug mußte die ganze Last abgeladen werden, um nur erst den leeren Wagen über die Dünen zu bringen. Eine der letzten Dünen vor Rotkuppe ist die sogenannte Brülldüne; denn bei Wind hört man, in ihrem Bogen stehend, einen eigentümlich hohlen Ton, der durch zurückgeworfene Schallwellen hervorgerufen wird. Dann durchquert die Pad eine flache Mulde mit hartem, kiesigem Boden und erreicht den Südfuß der Koviesberge, welche bis 600 Meter aufragen und mit ihren wildzerrissenen Formen den Eindruck furchtbarer Öde machen.

Nach 30 Kilometern erreicht man Ukama. Dort quillt aus dem Gneisfelsen der Salmulde ziemlich ergiebiges Wasser hervor; vor 22 Jahren noch trat es als Quelle zutage. Während des Krieges

wurden hier sechs Brunnen angelegt; trotzdem reichte der Wasserbedarf nicht immer. Fast zwei Jahre lag hier eine Militärstation, und reges Leben herrschte an dem sonst so öden Plage. Jetzt liegt er wieder verlassen da; nur einzelne Krähen fliegen mit heiserem Geräusch von dannen, wenn ein einsamer Reiter sich dem Brunnen nähert.

Noch weit führt der Weg am wilden Tschaukaibgebirge entlang, und endlich erreicht man in Kubub das Ende der Wüste; reichliches Wasser erquickt Mensch und Tier. Dr. Range, Reifestudien in Groß-Namaland.

11. Sandsturm und Luftspiegelung.

Ich hatte einmal Gelegenheit, einen Sandsturm mitzuerleben. Mindestens bis 20 Meter Höhe ist die Luft mit fliegendem Sand erfüllt. Der Wind bläst mit einer Stärke, daß man sich kaum auf den Beinen halten kann. Bis einen Meter über den Erdboden werden kleine Steinchen geschleudert. In jeder Vertiefung, an jedem Hindernis häuft sich der Sand, in wenigen Stunden entstehen mehrere Fuß hohe Wehen. Durch den fahlen, gelben Schleier, in den die ganze Gegend gehüllt ist, dringt kaum die Sonne. Zuweilen fliegt der Sand so dicht, daß man nicht 50 Meter weit sehen kann. Das scharfe Prickeln im Gesicht macht das Tragen von Schutzbrillen notwendig. Der Bahnverkehr erleidet bedeutende Störungen. Frachtfahrer konnten früher überhaupt nicht fahren und mußten liegen bleiben. Der einzelne Reiter verliert alle Übersicht und muß froh sein, wenn er mit dem Leben davorkommt.

Andererseits hat die Wüste auch ihre guten Seiten: der ewig blaue Himmel, die lachende Sonne, die reine Luft machen die Morgen- und Abendstunden sehr angenehm; bei Auf- und Untergang der Sonne bilden sich farbenprächtige Bilder. Es zeigen sich auch häufig Luftspiegelungen, die bekannte Fata Morgana. Sie täuscht hier dem Wanderer zwar keine Palmenhaine vor, läßt ihn aber oft vermeinen, über weite Wasserflächen zu blicken.

Dr. Range, Reifestudien in Groß-Namaland.

12. Ein Sonnenuntergang.

Gegen Abend ging es weiter, immer am Erongogebirge entlang, dessen Umrisse sich scharf in der reinen Luft abhoben. Welche herrliche Gebirgslandschaft hatten wir vor Augen!

Unvergeßlich wird mir ein Sonnenuntergang bleiben. Wir hatten den vollen Ausblick auf den ganzen großartigen Höhenzug, der sich stolz und kühn am fernen Horizont dahin streckte, und dessen Felsen in wunderbarer Schönheit von der Sonne bestrahlt wurden. Der große, feurigrote Sonnenball verschwand ganz langsam hinter der Gebirgsmasse und überflutete in leuchtender Purpurglut, wundervoll abgetönt, die ganze Landschaft. Allmählich brach die Dämmerung herein, und es begann ein märchenhaftes Farbenspiel. Langsam übertrug sich das wundervolle Leuchten auf die weiteren Bergrücken; tief durchglüht waren die lockeren Wolkengebilde, so daß der ganze Himmel nah und fern zu einem unbeschreiblich schönen Flammenmeer wurde. Ich stand sprachlos, ergriffen von dieser unvergleichlichen Pracht. Etwas derartig Schönes, Großartiges hatte ich noch nie geschaut.

Karow, Wo sonst der Fuß des Kriegers trat.

13. Zwei merkwürdige Gewächse.

In der Namibwüste finden sich noch einzelne Arten einer anscheinend uralten Pflanzenwelt, von der sich nur noch wenige in die Jetztzeit herübergerettet haben. Sie fristen in dem nebelreichen, aber höchst regenarmen Wüstenstrich ihr Dasein, um voraussichtlich im Laufe der Zeit auch hier zugrunde zu gehen.

Das merkwürdigste dieser Gewächse ist die *Welwitschia mirabilis*, eine sehr seltsam aussehende Pflanze, die aus einem meterbreiten, holzigen Stammstück nebst einigen riesigen Blättern besteht. Gewöhnlich haftet sie mit einer Pfahlwurzel im Boden fest; zuweilen wird sie aber losgerissen und vom Winde dahingerollt. Aus dem Stamme kommen die männlichen oder weiblichen Blüten heraus.

Eine andere höchst eigentümliche Pflanze ist die *Nara* der Hottentotten, die zu den Kürbisgewächsen gehört. Ihre mit langen Stacheln besetzten Früchte spielen im Haushalt der spärlichen Namibbewohner eine große Rolle, da sie ihnen Wasser und Nahrung gleichzeitig bietet.

Passarge, Südafrika.

14. Ernte und Verwendung der Nara.

Die Topnaarhottentotten im Walfischbaigebiet haben ihren Stammesnamen *naranin* nach der Narafrucht erhalten, von der sie

einen großen Teil des Jahres leben. Die Zeit der Narareise fällt in die vier ersten Monate des Jahres; die Haupterntezeit ist im Februar und März. Dann veröden die Werften. Die ärmeren Familien ziehen mit Sack und Pack in die Dünen; sie nehmen entweder ihr Mattenhaus mit oder errichten notdürftig aus Strauchwerk ein Obdach, kaum eine Hütte zu nennen. Wohlhabendere Hottentotten bleiben zu Hause, lassen sich durch ihre Hörigen die Nara bringen und kommen nur von Zeit zu Zeit auf einen Tag zum Besuch heraus.

Die einzelnen Familien haben auf bestimmte Narabüschel ein erbliches Eigentumsrecht. Das ist der einzige mir bekannte Fall von Privatbesitz eines unbeweglichen Gutes außerhalb des Hüttenbereichs bei den Hottentotten. Seine Narabüschel verteidigt der Hottentott gegen Übergriffe von seinesgleichen auf dem Wege der Klage vor dem Kapitän. Mit Bergdamara und Buschmännern wird kurzer Prozeß gemacht. Mehrere Fälle sind mir bekannt geworden, in denen die Diebe einfach niedergeschossen wurden. Wenn überhaupt der Kapitän von einem solchen Vorfall Notiz nimmt, wird er nie die Partei des Getöteten ergreifen.

Bei der Zubereitung benutzen die Hottentotten Knochenmesser. Mit diesen Messern wird die Frucht halbiert und in Zeiten des Überflusses roh ausgeessen. Der Inhalt hat eine rötlichgelbe Farbe und ist mit einem kühlen, süßen Saft durchtränkt. Aber eine solche Frucht genügt, um dem Neuling in solchen Genüssen auf Zunge und Gaumen ein lästiges Gefühl von Wundsein zu erzeugen.

Ihre Bedeutung als Volksnahrung gewinnt die Nara erst, wenn sie haltbar zubereitet als Vorrat in die Hütten geht. Die ausgeschälte Frucht wird in walnußgroße Stücke zerschnitten, mit etwas Fett gekocht und zu Mus verrührt. Dann wird die heiße Masse durch ein Binsensieb auf eine Düne gegossen, nachdem ihr im Sand ein schwach geneigtes Lager geglättet worden ist. Nach zwei Tagen ist sie zu einem dunkelbraunen Fladen erstarrt. Ein solcher Narakuchen hat den würzigen Geruch frischen Pumpernickels. Als ich mir die Kuchen zuerst zeigen ließ, sah ich erwartungsvoll den alten schmutzigen Lappen auseinander gewickelt werden, in dem ich die Leckerbissen vermutete, bis ich sah, daß dies der Kuchen selbst war. Er schmeckt besser als er aussieht, süß, kräftig und aromatisch; er zergeht langsam im Munde.

Jede Frucht enthält etwa 250 Kerne. Sie bleiben im Siebe zurück und werden getrocknet. Die meisten werden mit den Schalen in einem großen Holzbecher zerstampft, zu Bissen geformt und ohne Zutat gegessen. Einige Säcke voll werden auch nach Kapstadt verkauft, wo sie beim Kuchenbacken als Ersatz für Mandeln benutzt werden.

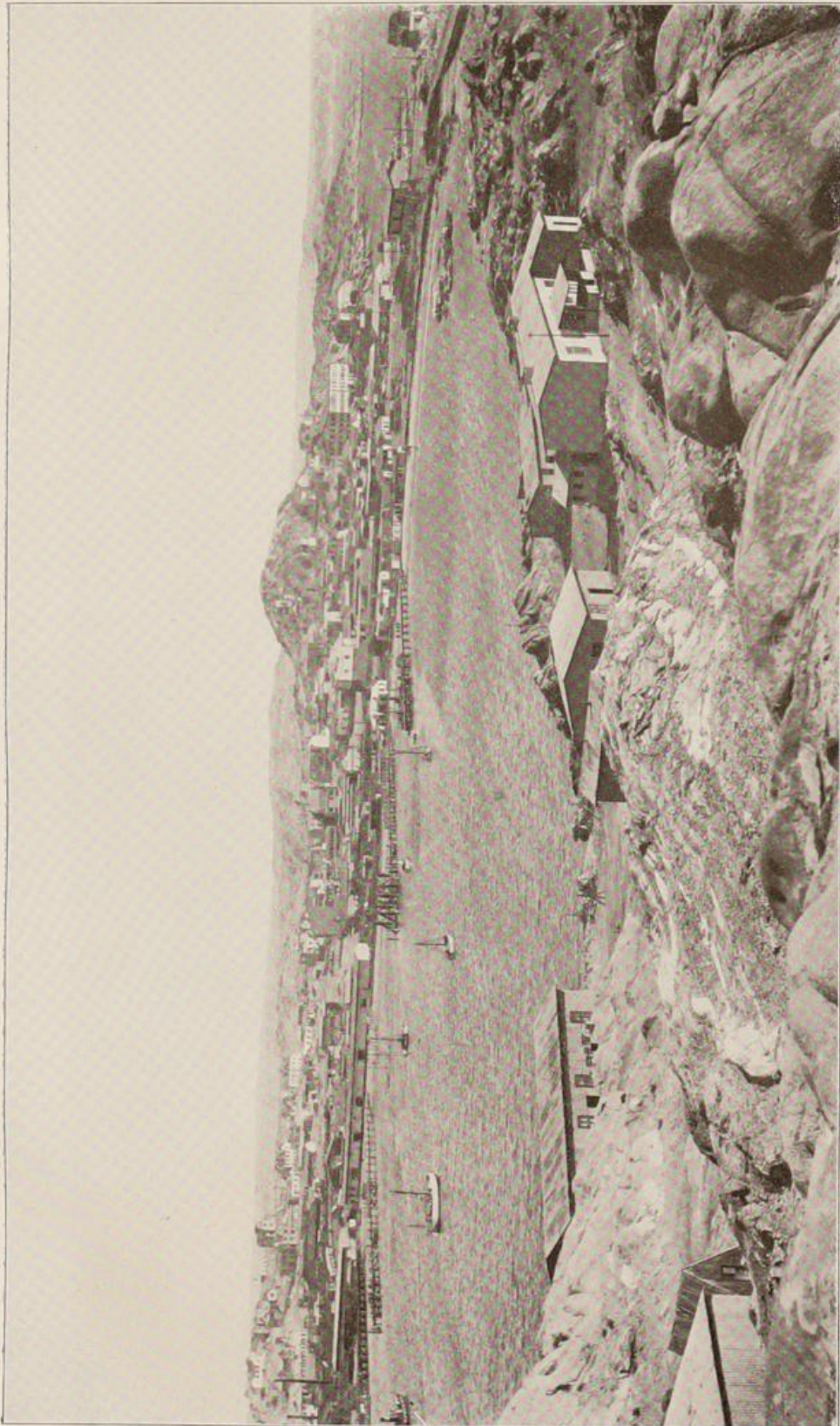
Schulze, Aus Namaland und Kalahari.

15. Peter Moors Eisenbahnfahrt von Swakopmund nach Windhuk im Jahre 1904.

Wir erreichten den weiten, sandigen Bahnhof und sahen mißtrauisch und verwundert auf unseren Zug, der mit Rattern und Knattern vorfuhr. Er bestand aus einer endlosen Reihe von kleinen, rohen Sandwagen; davor waren fünf oder sieben ganz kleine Maschinen gespannt. Wir wurden auf die Wagen verteilt und stiegen ein. Dann ging es langsam mit Fauchen und Stoßen und Klappern hinein ins Land.

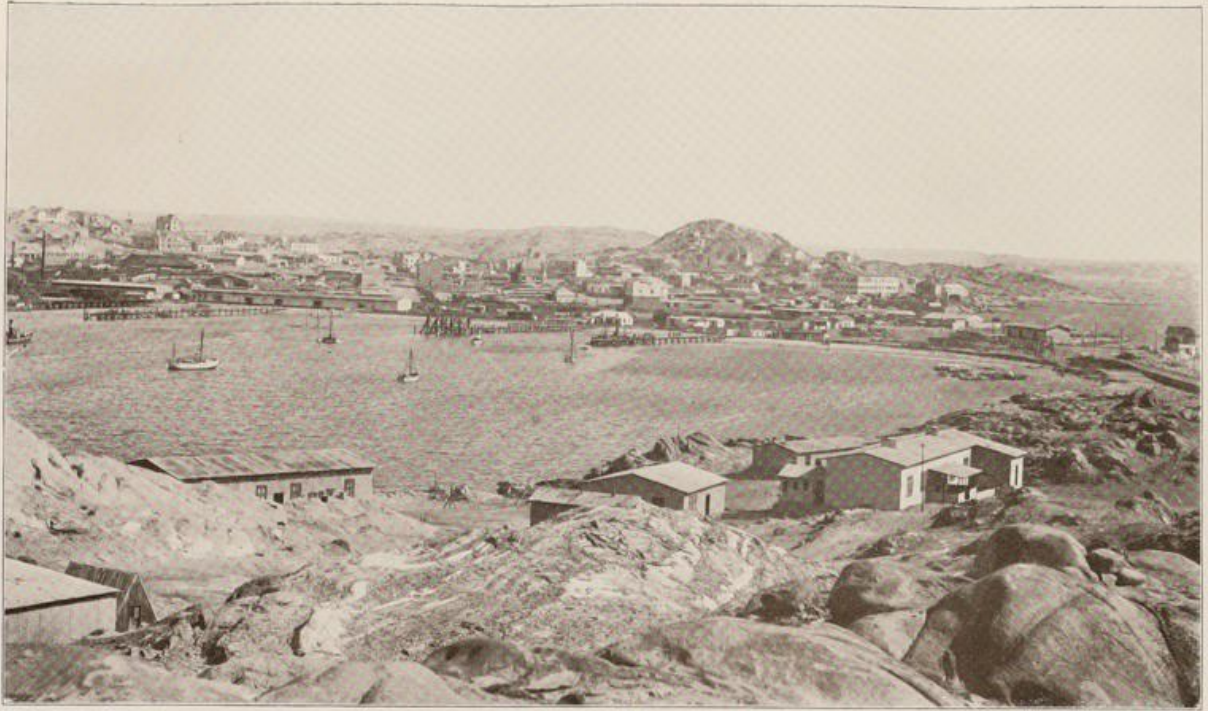
Es ging immer bergan, Stunde für Stunde. Soweit wir sahen, war nichts als weißgelbe Sanddünen. Wir standen und hockten dicht gedrückt in den kleinen, offenen Wagen. Von der drückenden Hitze immer durstig, waren wir eifrig bei unseren Wassersäcken. Am Spätnachmittage wurde an einer Stelle die Steigung so stark, daß der Zug in drei Teile geteilt wurde, damit er so stückweise auf die mächtige Höhe käme. Da wir alle Mann nachschoben, kam er glücklich hinauf. Abends erreichten wir die Höhe. Hinter uns lief der abfallende, gelbe Sandweg bis zum Meere, das, 50 Kilometer zurück, unten in der Ferne lag. Dicht vor uns stand ein ungeheures, schrecklich wildes Gebirge.

Ganz nah vor uns und fern und ferner ragten ungeheure, nackte Felsen zum blauen Himmel empor. Einige waren von der Abendsonne beschienen und leuchteten hell und hart; andere, der Sonne abgewandt, drohten finster und fürchterlich, oft dicht über uns. Hier und da hatten alte, ungeheure Mächte gewaltet, Stücke vom Felsen abgeschlagen und in die Tiefe gestürzt; andere Stücke hingen in ungeheurer Höhe, als ob sie jeden Augenblick abstürzen wollten. Wir sahen keinen Strauch, nicht einmal einen Grassalm, und kein Tier. Nur wir Menschen rollten auf unseren knarrenden Wäglein durch das ungeheure, tote Wunderwerk.



Phot. Ninf, Windhut.

Blick von der Seifischinsel auf Lüderisbucht.

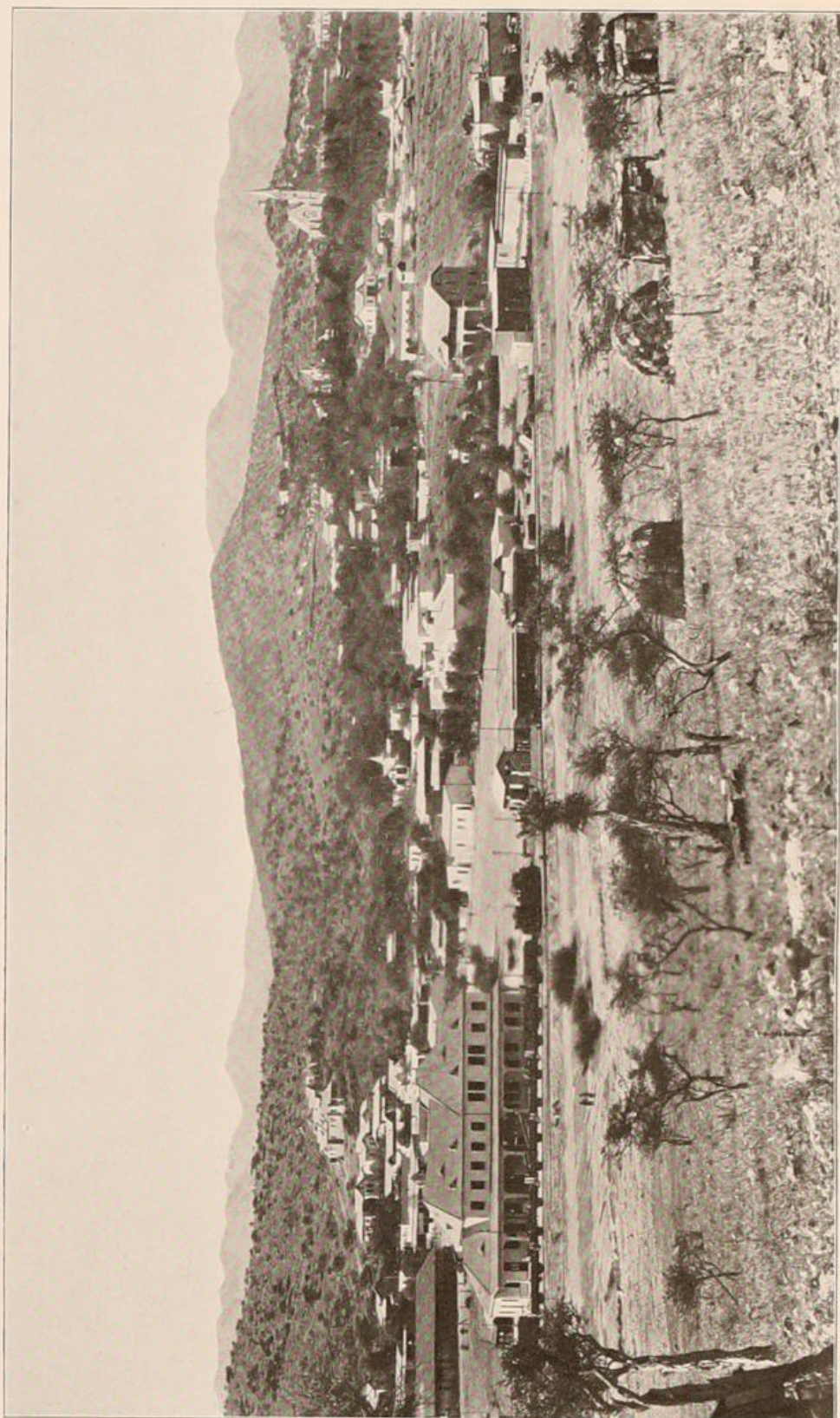


Phot. Rint, Windhuf.

Blick von der Saifischinsel auf Lüderisbukta.

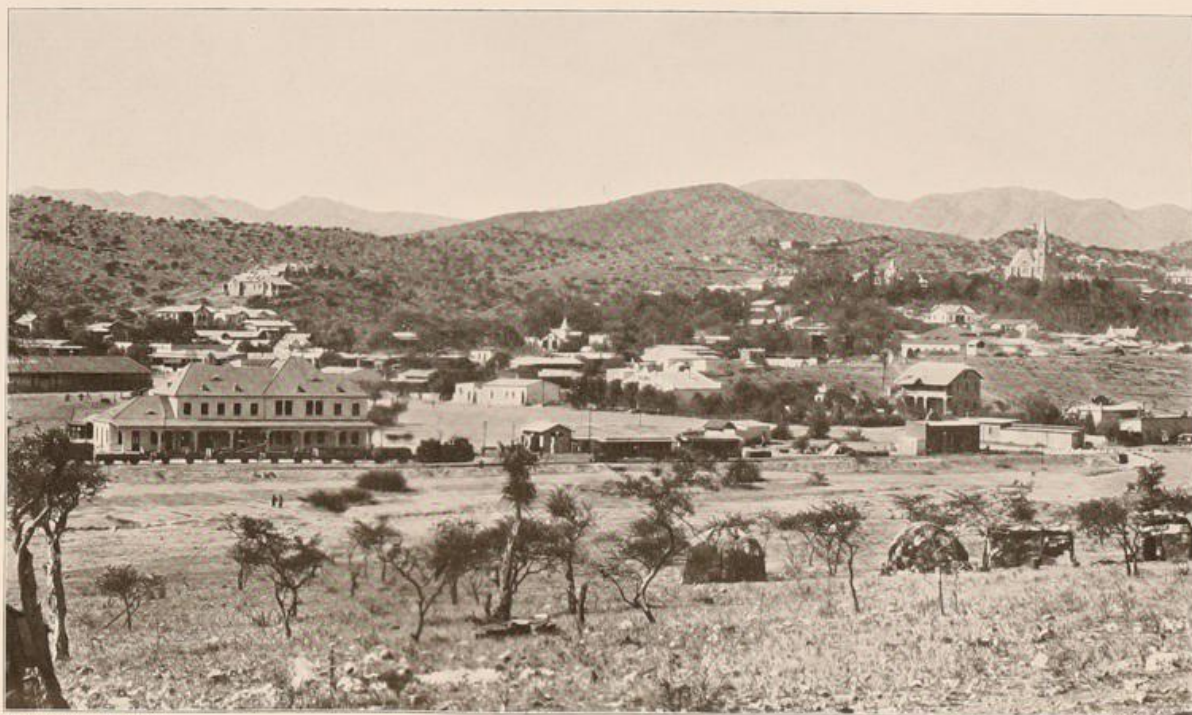
Safel 3.

Tafel 4.



Phot. Nint, Windhut.

Windhut.



Phot. Nint, Windhof.

Windhof.

Wir hielten an einer kleinen Station, einem Wellblechhause, und kochten uns Kaffee und Reis. Als wir wieder aufstiegen, wurde uns befohlen, die Mündungsdeckel von unseren Gewehren abzunehmen und zu laden. Dann ging es mit lautem Getöse in die helle, graue Nacht hinein. Es ging immer in einem tiefen, schmalen Tal entlang; zu beiden Seiten stiegen hohe Felsen empor. Am weiten, klaren Himmel standen unzählige goldblinkende Sterne. Das war wohl ein schönes, erhabenes Bild. Doch war es nicht so schön, weder so mächtig, noch so ruhevoll, wie in der Heimat. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch. Die Nacht war unfreundlich kalt.

Wir fuhren auch noch den größten Teil des anderen Tages, der wieder sehr heiß und sonnig war, in den Tälern des schrecklichen, fahlen Gebirges. Da wir meinten, daß wir unsere Wassersäcke an einer der nächsten Stationen wieder füllen könnten, tranken wir, bis sie leer waren. Als wir aber dann am Mittag wirklich an einer Station hielten und die Maschine Wasser bekam, konnten wir dieses Wasser nicht trinken, weil es widerlich salzig war. Wir hatten keine Feuchtigkeit im Munde, die Lippen ein wenig naß zu machen. Dürre und heiß ging der Atemzug durch die trockene Mundhöhle. Dürre, brandige Trockenheit stieg wie mit Sporen und Stacheln immer tiefer in den Hals hinab.

Am Nachmittage kamen wir endlich aus dem Gebirge heraus und kamen auf eine weite Ebene. In dem Grase standen verstreut, bald lichter, bald dichter, feste, dornige Büsche, anfangs nur manns- hoch, dann drei und vier Meter hoch. Sie standen zuletzt so dicht, daß sie mit den Kronen aneinander stießen. Einmal, zweimal sahen wir vor uns in weiter Ferne, in der heißen Luft flimmernd, das, was wir zu sehen begehrten: hohe, fruchtbare Bäume und blaue Flächen wie Wasserteiche. Aber sie verschwanden wieder und waren Nebelbilder.

Obgleich wir mit dem, was wir sahen, keineswegs zufrieden waren, wurde unsere Stimmung doch etwas besser. Es gab immer etwas zu sehen. Ein fremdes, rehartiges Tier jagte in Rudeln durch das wogende gelbliche Gras; ein unbekannter Vogel, papageienartig, flog auf. Die runden und spizen Berge standen scharf in der Sonne; genau sah man an ihrem Abhang und zu ihren Füßen klippige Felsenhaufen, welche von ihren Höhen herabgestürzt waren. Je weiter wir kamen, desto freundlicher wurde das Bild. Wir waren

ein wenig munterer geworden trotz unseres Durstes; da kamen wir zu der ersten Haltestelle, welche die Schwarzen zerstört hatten. Sie hatten das bescheidene Haus ausgebrannt, das Wellblechdach heruntergerissen, den kleinen Hausrat zerschlagen, den Rest mitgenommen. In dem schmalen, dürftigen Garten, dem man noch ansah, mit welcher Mühe deutsche Hände ihn in dem dünnen Erdreich gepflegt hatten, lag ein Haufe weißer Steine. Darunter lag, einen Meter tief in dem dürren Lande verscharrt, der Streckenwärtter mit seiner Frau, von den Schwarzen überfallen und erschlagen. Die fünf oder sechs Matrosen vom Habicht, welche die Haltestelle zurzeit besetzt hielten, hatten aus Kistenholz ein Kreuz zusammengenagelt und mit stumpfer Bleifeder die Namen der Erschlagenen darauf geschrieben und darunter: „Fielen von Mörderhand.“ Die Fensteröffnungen hatten sie mit blechernen Zementfässern und mit Säcken voll Sand verschanzt.

Die Tagfahrt war wieder lang und durstig, und die Glieder waren ganz zerschlagen. Gegen Abend kamen wir an einen größeren Bahnhof und schliefen in einer Baracke aus Wellblech an der Erde, in unsere Decken gewickelt.

Als ich am nächsten Morgen von ungefähr um das Bahnhofsgebäude herumging, sah ich die ersten Feinde, einen Gefangenen und sein Weib. Er war ein langer Mann von starkem und stolzem Körper, halbnackt mit einem gedankenlosen, gleichgültigen Ausdruck in dem finsternen Gesicht. Das Weib war ältlich und sehr häßlich.

Am anderen Mittag ging die Fahrt weiter, immer weiter durch das ebene Land, das nur etwas fruchtbarer war und etwas dichter mit dem gelben, langen Gras und den Büschen und auch einzelnen Bäumen besetzt war; aber es war doch alles graugrün und dürr. Die Haltestellen, an denen wir vorbeikamen, waren fast alle zerstört, neben mancher lag ein Haufe weißer Steine, welcher ein Grab bedeutete. Mitten in der nächsten Nacht kamen wir an ein großes Bahnhofsgebäude, dessen Fenster bis zu Schießscharten vermauert waren. In drei, vier Wellblechschuppen war viel Proviant angehäuft. Im viereckigen Hof einer Feste, die da war, bekamen wir endlich eine ordentliche Mahlzeit, nämlich Erbsensuppe mit Fleisch und Reis.

Am vierten und letzten Tage der Reise wurde das Land noch fruchtbarer und freundlicher. In der Nähe und Ferne standen in hohem Gras und Buschwerk starke Bäume, die wie Eichen ausfahen. Dazwischen lief ein breiter Streifen gelben Sandes, das ausgetrocknete

Bett eines Flusses. Da waren im Dezember vorigen Jahres, drei Tage lang, die Wellen dahingetanz; aber nun blieb es auf ein Jahr, vielleicht auf drei, ganz und gar trocken. So waren alle Flüsse im Lande, die wir getroffen haben: Sandstreifen waren sie, einen oder einen halben Meter niedriger als die Ebene.

Mir gefiel diese Landschaft ziemlich gut. Eine kleine und eine größere Art von Antilopen, Rehen ähnlich, liefen zuweilen einzeln oder in Rudeln behende über die Blößen im Busch. Fremdartige Vögel, etwas größer als Rebhühner, grau und weiß gesprenkelt, flogen über die Büsche hin und ließen sich nieder. Baumgruppen standen stattlich und schön in dem weichen Grün; von fern schauten grüne Bergabhänge nicht unfreundlich herüber. Aber meine Kameraden mochten das Land nicht leiden; ich glaube, es war ihnen nicht fremdartig, nicht wunderbar genug. Sie wollten, daß Afrika ganz, ganz anders aussähe als die Heimat.

Am Nachmittag kamen wir in der Hauptstadt an. Sie ist eine kleine Stadt, sehr weitläufig und ganz unregelmäßig gebaut. Hier und da zerstreut stehen ihre weißen und roten Häuser auf sandiger, grauer Erde; dazwischen stehen vereinzelt dürftige Bäume. Wir keuchten in voller Bepackung durch Sand und Sonne zu der Feste hinauf, die auf einem mäßigen Hügel lag. Im Hofe der Feste, die voll von buntem Leben war, traten wir auseinander.

Frenssen, Peter Moors Fahrt nach Südwest.

16. Ein Spaziergang nach Klein-Windhuf.

„Jetzt wollen wir nach Klein-Windhuf gehen.“

„Den Jan-Zonker-Weg, über die Boysenschanze oder über Sperlingslust?“ — „Nein, heute gehen wir bei der Christuskirche und dem Verwaltungsgebäude vorbei über die Windhufener Grenzberge.“ — „Weshalb heißen sie denn Grenzberge?“ — „Auf dem Kamme dieser Hügelkette ist die Grenze zwischen den Gemeinden Groß- und Klein-Windhuf.“

Endlich sind wir auf dem Kamme der Grenzberge angekommen. Ein großer Stein ladet uns zur Ruhe ein. Da haben wir einen herrlichen Ausblick über das Klein-Windhufener Tal, das sich von Süden nach Norden erstreckt. Durch das Tal schlängelt sich ein Rivier, an dessen Ufern große Weißdornakazien stehen. Jenseit des

Tales erheben sich die Klein-Windhuter Berge, die zu den Ausläufern des Großgebirges gehören. Zwischen den Bäumen lugen die weißgestrichenen Häuser der Ansiedler hervor. In den Gärten sehen wir die dunkelgrüne Luzerne, den hohen Mais, die gelbblühenden Sonnenblumen und die vielen Gemüsebeete. Links von der Kirche liegt die Baumschule des Gouvernements, wo die Farmer und Ansiedler für wenig Geld gute Obstbäume kaufen können. Viele Windmotive drehen sich lustig im Winde und fördern das Wasser aus den Brunnen in die Sammelbecken. Hier und da drehen träge Esel das Göpelwerk der Baggerpumpen. Ganz rechts liegt der Wasserberg, an dessen Fuße wir Weinberge und Obstgärten sehen. Zur Bewässerung dieser Anlagen dienen die heißen Quellen des Wasserberges. Um sie zu erschließen, sind 30—50 Meter lange Tunnel in den Berg getrieben worden. Das reichlich herausfließende Wasser wird in großen Sammelbecken abgekühlt und von dort durch ein reich verzweigtes Röhrennetz zu den einzelnen Beeten geleitet. Da wachsen Apfelsinen, Zitronen, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, Äpfel und Birnen.

Wie friedlich liegt das Tal zu unseren Füßen! Doch mancher schwere Kampf ist um seinen Besitz geführt worden. Vor über hundert Jahren lebten hier die Bergdamara. Sie nährten sich von den Feldfrüchten und Wild. Von der Roten Nation, einem Hottentottenstamme, wurden sie unterjocht. Die Hottentotten verehrten den Heitsi-eibib. Dort links am Abhange steht ihr einen Steinhäufen; das ist ein Heitsi-eibib-Grab. Jeder vorbeigehende Hottentott mußte einen Stein darauf werfen. Die Rote Nation wurde von den Herero verdrängt, die wieder mit den Afrikaner-Hottentotten um den Besitz des schönen Tales kämpfen mußten. An den letzten Häuptling der Afrikaner, Jan Jonker, erinnert uns der Name des Weges dort am Abhange des Wasserberges. Den Kämpfen machte die deutsche Schutzherrschaft ein Ende, und nun ging es an die friedliche Eroberung des schönen Tales mit Hacke und Schaufel. Im Jahre 1892 wurde die Siedlungsgesellschaft gegründet, welche die ersten Ansiedler ins Tal brachte.

Aber hört ihr die Dampfpfeife der Brauerei dort in der Abisporfte? Sie mahnt uns zum Aufbruch, damit wir nicht zu spät in den Ludwigschen Weinberg kommen, wo wir Trauben essen wollen. Auch dürfen wir nicht versäumen, durch den Höpfnerschen Garten

zu gehen und in den Treibhäusern die prächtig blühenden Blumen zu bewundern.

So ist durch Fleiß und Ausdauer aus dem steinigen Tal eine schöne Gartenstadt geworden, und wenn wir den Berggeist des Wasserberges hören könnten, so würden wir vernehmen:

Es kam der Tag, da sah in dorn'ger Wildnis
Zu Füßen meines Reichs ich seltsam Tun:
Ein Mensch drang ein in diese Einsamkeit!
In leichtem Zelt nur kurze Ruh' sich gönnend,
Schuf er, die trotz'ge Wildnis trotzig meisternd,
Ein dauernd Heim sich in dem Dornestrüpp.
Und mählich wuchsen Kraft ihm und Erfolg,
Und Jahr um Jahr sah ich mit frohem Staunen,
Wie unter seiner Hände festem Griff
Die unfruchtbare Wildnis mir zu Füßen
Zu einem Paradies sich wandelte.
Hoch ob des Saatgrunds immergrünem Teppich
Sah bald ich hoher Bäume Kronenbildung
Gen Himmel ragen, Frucht und Schatten spendend.
Zu schatt'gen Laubengängen reckte sich empor
Unzähl'ger Reben rankendes Geschlecht,
Im Blattgewirr der Trauben süße Last
In nie geseh'ner Fülle bergend. Und gar bald
Sah froh mein Aug' aus dunkler Blätter Krone
Den goldnen Schimmer der Orange leuchten.
Und in der Pracht der einst'gen Wüstenei,
Welch seltsam Blinken! Silberschilden gleich
Erglänzte, von geschmeid'gen Fischen wimmelnd,
Geräum'ger Teiche klare Spiegelfläche,
Und durch die Flur wand sich ein Silberband,
Ein plätschernd Rinnsal in das Tal hinab,
Aus meiner Berge tiefem Schacht erobert.
So wachsen sah ich Jahr um Jahr mit Staunen
Des mut'gen Menschen mühevoll's Werk! (Mylo.)

Rave.

17. Der Weinbau in Klein-Windhuk.

Vom Ufer des Klein-Windhuker Riviers bis zur Höhe des Jan-Jonker-Weges liegen herrliche Weinanlagen. Da wird die Weinrebe als freistehender Stock an Spalieren oder in Laubgängen gezogen.

Die Anzucht des Weinstockes ist sehr leicht und geschieht durch Absenker, Stecklinge oder durch Veredlung. Am meisten wird die Vermehrung durch Stecklinge angewandt. Man schneidet sie von starken Reben kurz unter einem Auge ab. Sie sollen vier bis fünf Augen lang sein. Die Stecklinge werden in ein sandiges Beet gesteckt und mäßig feucht gehalten. Nach einem Jahre sind sie zu kräftigen Pflanzen geworden, die an Ort und Stelle ausgepflanzt werden, nachdem die Triebe auf drei Augen zurückgeschnitten worden sind. Viele tausend einjährige Pflanzen werden alljährlich von Klein-Windhuk versandt. Im dritten Jahre trägt der Stock schon Früchte. Im Juli jeden Jahres wird der Weinstock von seinem überflüssigen Holze durch den Winterschnitt befreit. Der Sommerschnitt erfolgt dann, wenn die Beeren die Größe einer Erbse erreicht haben. Der junge Trieb wird dabei über dem vierten oder fünften Auge abgeschnitten. Aus den Blattwinkeln entfernt man dann vorsichtig die schwachen Triebe, Geiz genannt.

Im Januar beginnt die Weinernte. Dann herrscht ein fröhliches Leben und Treiben. Die schönsten Trauben werden als Tafeltrauben verkauft, die übrigen wandern in die Kelter. Hier kommen die Trauben zuerst in die Mühle, wo sie gequetscht und von einem Teil ihrer Stiele und Kämme befreit werden. Dann wandern sie in die Weinpresse. Die hierin gewonnene Flüssigkeit heißt der Most. Er ist trübe und schmeckt sehr süß. Man füllt ihn in große Fässer. Die Gärung in den Fässern dauert zwei Wochen; dabei zersetzt sich der Traubenzucker in Alkohol und Kohlensäure. Die Kohlensäure entweicht und bildet dabei eine Schaumdecke. Die Gärungspilze (Hefe) setzen sich am Boden des Fasses ab. Zur Nachgärung und Klärung wird der Wein mehrmals umgefüllt und schließlich in die Lagerfässer gepumpt. Hier ruht er ein bis zwei Jahre und wird dann in Flaschen gefüllt. Der Klein-Windhuker Wein enthält 6—7% Alkohol.

Die größten Weinanlagen haben Herr Ludwig, die katholische Mission und Herr Höpfner. Herr Ludwig hat an 16 Kilometer langen Drahtspalieren 16000 Weinstöcke stehen. Unter ihnen gibt es die große Kristall- und die kleine Rieslingtraube, den Muskateller, den roten Hermitage und den blauen Barbarossa.

Im letzten Jahre wurden über hundert Zentner Tafeltrauben verkauft und 249 Hektoliter Wein gekeltert. Zu einem Liter Wein

braucht man drei Pfund Trauben. Wieviel Zentner Trauben erntete also Herr Ludwig?

Mit der Weinbereitung steht die Kognak- und Branntweimbrennerei in engem Zusammenhange. Der Kognak wird aus Wein gebrannt. Zu einem Liter Kognak gebraucht man dabei sechs Liter Wein. Der Branntwein wird aus den Weintrestern gewonnen. Die Trester sind die Traubenschalen und Kämme, die Rückstände aus der Weinpresse.

Durch Schädlinge, wie Schildlaus, Reblaus und Meltau, haben die Reben noch nicht gelitten; doch haben zuweilen Frost und Hagel schon großen Schaden angerichtet. Rave.

18. Beginn der Regenzeit.

Am Vormittag ist der Himmel noch klar; gegen 11 Uhr aber zeigt sich ein weißes Gewölk, das immer mehr an Ausdehnung zunimmt. Nach der Mittagszeit ballen sich die Wolken dichter zusammen. Gegen 2 Uhr ertönt gewöhnlich der erste Donner; denn die meisten Güsse dieses Landes sind von elektrischen Erscheinungen begleitet. Dann erwacht der Gewitterwind, und indem er über das Tal dahinbraust, bringt er eine plötzliche Kühle mit sich. Und nun dauert es nicht mehr lange, dann sieht man, wie die schwarze Wand heranrückt, eine Höhe nach der anderen mit ihren Schleiern verbergend. Nun prasselt es los mit Gewalt. Die Tropfen folgen sich oft mit einer solchen Geschwindigkeit und Stärke, daß man Häuser und Bäume auf fünfzig Meter nicht mehr erkennen kann. Dabei verursachen die Wassermassen auf den Wellblechdächern ein Prasseln und Toben, daß man die Stimme zu einem lauten Geschrei erheben muß, um sich verständlich zu machen. Draußen kommen nicht allein die Flüsse mit lautem Getöse herangejagt, sondern von allen Anhöhen stürmen im Augenblick entstandene Bäche herab, Wege und Kralwände zerreißen. Nach kurzer Zeit verziehen sich die Wetterwolken. Prächtig ist nun die dunkle Glut, in der die Sonne untergeht; auch sieht man sehr häufig einen Regenbogen.

Diese Regengüsse wiederholen sich nun oft und verwandeln nach wenig Tagen das dürre Feld in einen bunten Teppich. Wo bis dahin nichts als Sand und Steine zu erblicken waren, da schießt das süße Frühgras hervor; Zwiebelgewächse treiben über Nacht fußhohe

Blütenschäfte, und wunderbar glänzt eine große, purpurrote Blüten-
dolde in dem saftigen Grün. Die Giraffenakazie wirft die vorjährigen
Fiederchen ab und hüllt sich in ein neues Kleid, sich gleichzeitig über
und über mit honigduftenden, gelben Blütenkugeln schmückend. Die
Buschsteppe, die gestern noch schwarz und verbrannt aussah, ent-
wickelt sich binnen einer Woche zu einem reichen Garten.

Nach Dove, Südwestafrika, und Schinz, Deutsch-Südwestafrika.

19. Der Regenbogen.

Vorüber ist der Regen.
Es trank das Feld sich satt.
Der überreiche Segen
Tropft noch von Blüt' und Blatt.

Es ruht auf dunkler Wolke
Ein Bogen, reich an Pracht,
Und predigt allem Volke
Von Gottes Lieb' und Macht.

Julius Sturm.

20. Das Abkommen des Riviers.

Es entluden sich einige Wetter über der Wasserscheide des
Swakop und des Nosob. Am nächsten Tage sahen wir zu Otjim-
bingwe das Wasser im Flußbette herannahen. Rotig und dickflüssig
von Staubmassen, Rindermist, Grasspreu und Blattwerk wälzte es
sich zunächst über die tiefen Stellen des Riviers (siehe Tafel 5), jedoch
so schnell, daß übermütige Knaben sich nur im vollsten Laufe vor ihm
halten konnten. Binnen einer Stunde strömte es breit und tief mit
großer Gewalt bis zum nächsten Vormittage, fiel dann ein wenig, stieg
aber nachmittags zu noch größerer Höhe und ließ dann stetig nach, so
daß einen Tag darauf der Rotstrom aufhörte und das Rivier auch
bald so trocken lag wie zuvor. Um festzustellen, wie weit die be-
deutenden Wassermassen gelaufen waren, folgten wir dem Rivier. Es
fanden sich überall nur noch geborstene Schlammlagen. 80 Kilometer
unterhalb erreichten wir das Ende der Spuren. Beim Eingraben
an Stellen, über die das Wasser volle 60 Stunden hinweggeflossen
war, ergab sich, daß der Sand nicht einmal einen Meter tief durch-
feuchtet war.

Pechuel-Loesche, abgedruckt in Schinz, Südwestafrika.



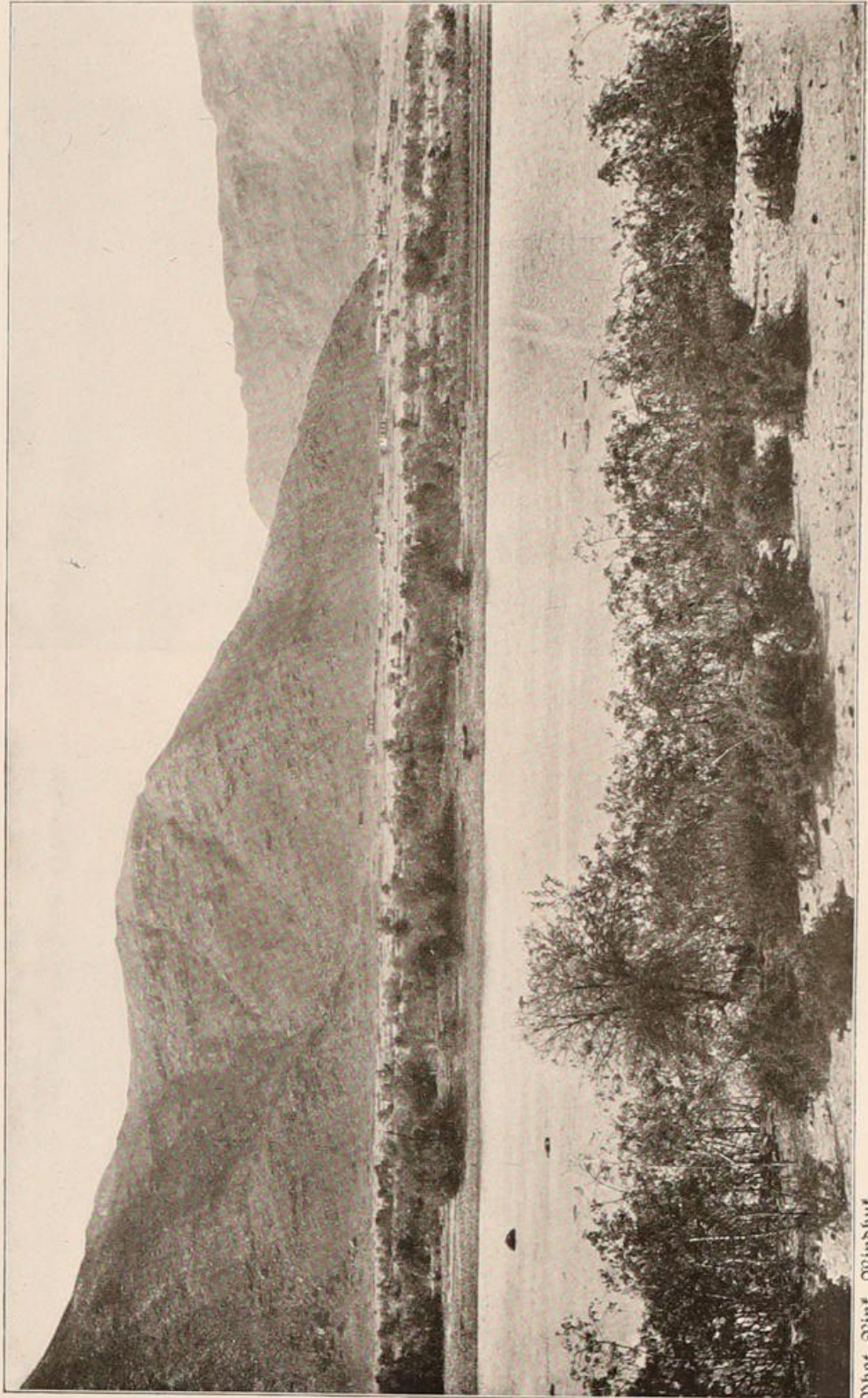
Phot. Rint, Windhut.

Abkommendes Rivier.



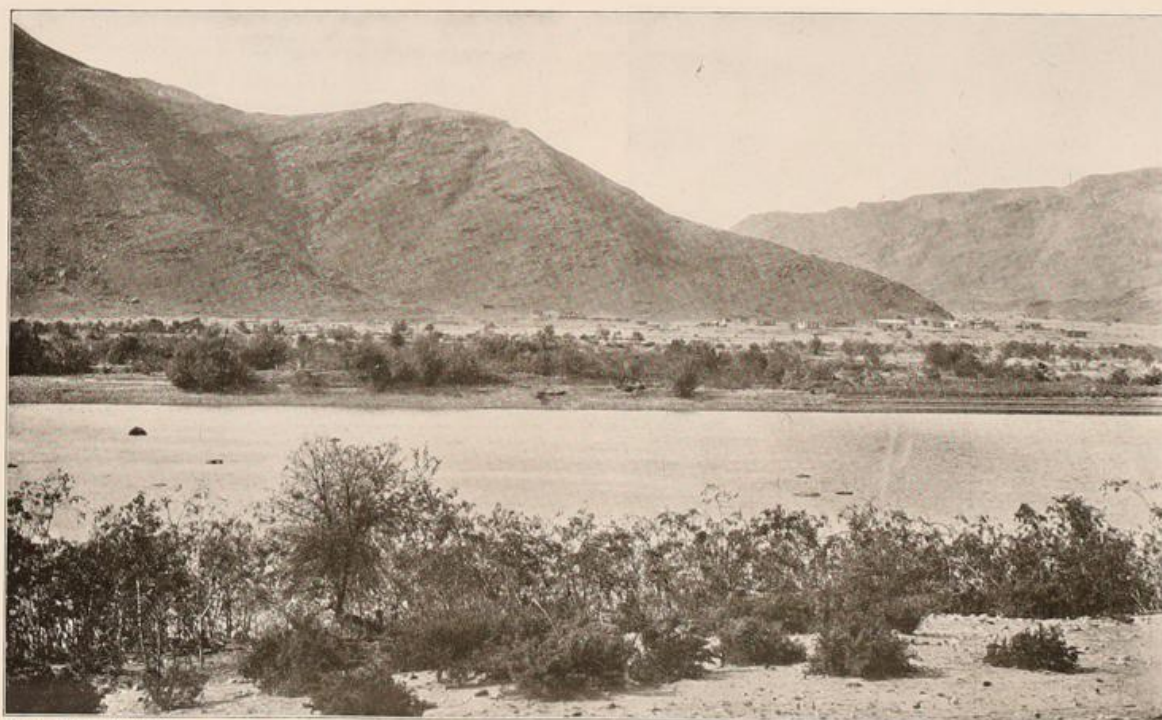
Phot. Rint, Windhut.

In den Dünen.



Phot. Mint, Windhut.

Der Oranjeſtuß.



Phot. Nint, Windbui.

Der Oranjeſluß.

21. Der Ochsenfrosch.

Mit dem Beginn der Regenzeit taucht plötzlich der 20 Zentimeter lange Ochsenfrosch auf (siehe Tafel 19). Er kommt dann aus Erdhöhlen hervorgekrochen; die Eingeborenen aber glauben, daß er vom Himmel fiel. Er hat eine tiefe, weithinschallende Stimme, die mit dem Brüllen eines Ochsen große Ähnlichkeit hat, aber auch mit dem Knurren eines nächtlich das Lager umschleichenden Löwen. So ist es denn nicht zu verwundern, daß seine Stimme so manches Mal mit dem Knurren eines Löwen verwechselt worden ist. Aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, daß einmal mehrere meiner weißen Angestellten die ganze Nacht nicht zu schlafen wagten, sondern unausgesetzt ein brennendes Feuer unterhielten und auf der Ziehharmonika spielten, um das Untier zu verscheuchen. Am anderen Morgen, als die Sonne schon aufgegangen war und der Löwe durchaus nicht weichen wollte, stellte es sich heraus, daß es ein in einem nahen Tümpel befindlicher Ochsenfrosch war.

Passarge, Südafrika.

22. Kriegerische Weihnacht 1904.

Das Gelände und die Hitze heimelten keineswegs weihnachtlich an. Nur am frühen Morgen und in den Abendstunden erfreute man sich einer linden, auffrischenden Kühlung, während die Tage sengend heiß unseren sonnigen Lagerplatz durchglühten. Statt der deutschen Weihnachtslandschaft umgab uns die afrikanische Sommersteppe, in der wir zwischen Sand, Klippen, Grasbüscheln und Buschwerk die Feier rüsteten.

Jeder Truppenteil schmückte einen grünen Kameldorn mit Watte oder Papier und, wo es anging, mit wenigen Lichtern zum Christbaum. Statt der Äpfel hingen faustgroße Esamas an den Zweigen, und den blizenden Stern in der Mitte hatten kunstfertige Finger aus dem Blecheinsatz einer Proviantkiste geschnitten.

Bei den Geschützen der Batterie trat die Truppe am heiligen Abend mit Gewehr und Patronengurt zur Christandacht zusammen, während die Posten mit verschärfter Aufmerksamkeit das Lager behüteten. Wir singen „Stille Nacht, heilige Nacht“ wie in der Heimat, lauschen demselben Himmelsgruß „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ — und dennoch ist es eine ganz andere Feier. Unvergesslicher Abend voll Gebetsstimmung

und getroster, innerer Freude! Der Soldat sucht seinen Gott, und Gottes Liebe antwortet ihm aus der Höhe.

Nach Gebet und Gesang nimmt der Kommandeur noch das Wort und schärft besonders den Posten die gewissenhafteste Wachsamkeit ein; sie sollten während der kurzen Stunden, die jeder auf Wache sei, nicht zuviel an die Heimat denken, sondern an die Feinde, die vor ihnen, und an die Kameraden, die hinter ihnen seien.

Offiziere und Mannschaften sitzen zusammen. Sie sprechen von der Heimat und vom Feinde. Dann klingt das Lied des Christabends durch das Lager: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ und hallt leise in den Gemütern nach. Es folgen Lieder, wie sie jeder Truppenteil wählt. „Sei begrüßt in weiter Ferne, teure Heimat, sei begrüßt“ — so singen die einen. Andere fahren mit einem kriegerischen Sturmlied fort, dessen Rehrreim wie ein Gelübde erbraust: „Daß sich unsre alte Kraft erprobt, wenn der Schlachtruf uns entgegengt; haltet aus im Sturmgebraus!“ Dort sind viele Süddeutsche beisammen und stimmen ihr Lied vom Hohenzollernberge an: „Nicht weit von Württemberg und Baden.“ Andere denken an den Ernst der Lage und singen: „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“ — ihr Sang verhallt einsam, während der Vorschlag „O Tannenbaum“ lebhaft vom ganzen Lager aufgenommen wird. Die Stimmung schillert zwischen entschlossenem Ernst und harmloser Heiterkeit. Was hernach in der tiefen Stille der Herzen vorgeht, läßt sich ahnen oder nachfühlen, aber nicht berichten. Schmidt, Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika.

23. Weihnachten in Südwest.

Die heil'ge Nacht ist da,
So seltsam schön, wie ich sie niemals sah!
Es fällt kein Schnee — die Luft streicht lau und warm
Wie deutscher Frühling schmeichelnd um die Farm
Und fingert an den blankgeputzten Scheiben.
So fern, so fern liegt alles Menschentreiben —
Kein Laut wird wach, nur daß im nahen Kral
Das Vieh sich regt, wie träumend noch einmal.
Rings dehnt der Busch sich unabsehbar weit
In seiner ersten, großen Einsamkeit,
Und immer leuchtender schiebt durch das Dunkel
Des Südens Kreuz sein fremdartig Gefunkel.

Selmut, Gartenlaube 1911.

24. Der Sternhimmel in Südwest.

Die Anzahl der Himmelskörper am nördlichen und am südlichen Sternhimmel ist ungefähr gleich. Von elf Sternen erster Größe gehören fünf dem nördlichen, sechs dem südlichen Sternhimmel an, während sich von 861 Sternen erster bis sechster Größe 436 auf die nördliche und 425 auf die südliche Halbkugel verteilen.

Die südliche Hälfte hat jedoch weniger hervortretende Sternbilder. Zu den am meisten ins Auge fallenden gehören Zentaur, Skorpion und das Südliche Kreuz. Wer das Kreuz des Südens zum erstenmal erblickt, wird sich einer Enttäuschung nicht erwehren können. In allen Seegeschichten ist davon zu lesen, aber allzu großen Erwartungen kann es nicht entsprechen. Bei längerer Bekanntschaft wird man es lieb gewinnen. Der nach Süden gewendete Blick des Beschauers trifft die vier Sterne des Kreuzes, die stets in bequemer Augenhöhe stehen. Verlängert man die lange Diagonale viereinhalbmal, so kommt man ungefähr auf den Südpol, während der Nordpol durch den Polarstern (α im Kleinen Bären) trefflich gekennzeichnet wird. Neben dem Kreuz des Südens stehen zwei auffallende Sterne erster Größe, nämlich α und β im Zentauren, der das Kreuz von drei Seiten umschließt. Sie können dazu dienen, das Kreuz leichter zu finden. Verbindet man diese beiden Sterne durch eine Linie, so trifft sie in ihrer Verlängerung die kleine Diagonale des Kreuzes, das dicht neben einem dunklen Fleck in der Milchstraße steht. Der Stern α im Zentauren ist übrigens der uns am nächsten gelegene Fixstern und in Europa unsichtbar. Das Licht, das mit einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde durch den Äther eilt und in acht Minuten von der Sonne zu uns dringt, braucht dreieinhalb Jahre, um von diesem Fixsterne zu uns zu gelangen. Das Kreuz kann als Stundenzeiger einer großen Uhr aufgefaßt werden, der sich in 24 Stunden einmal um den Südpol dreht, und zwar in der Richtung des Uhrzeigers, während der Große Bär entgegen der Richtung des Uhrzeigers um den Nordpol kreist. Der Unterschied ist leicht ersichtlich, wenn man bedenkt, daß zwar alle Sterne sich scheinbar von Osten nach Westen bewegen, daß aber das Gesicht des Beobachters einmal nach Norden, das andere Mal nach Süden gerichtet ist. Natürlich sieht man auf der südlichen Halbkugel zeitweise auch Sternbilder, die dem nördlichen Himmel angehören; sie steigen aber nicht

weit über den Horizont empor, z. B. der Große Bär oder Wagen und der Orion. Der Große Bär wird hier stets auf dem Rücken liegend gesehen, während er in der nördlichen, gemäßigten Zone als zirkumpolares Sternbild in allen möglichen Lagen zu sehen ist. Der Orion ist ein gutes Orientierungsmittel bei nächtlicher Fahrt, weil er immer fast genau im Ostpunkt auf- und im Westpunkt untergeht.

Der Trabant der Erde, der Mond, kann im Scheitelpunkte stehen, was in Deutschland niemals der Fall ist. Er kehrt seine Hörner nach oben, nach unten, nach rechts und nach links. Man kann nicht an dem A-Bogen den abnehmenden, an dem Z-Bogen den zunehmenden Mond erkennen wie in der Heimat, wo die Mondsichel nur nach rechts oder links geöffnet ist. Gleicht der Mond hier dem Anfang eines A, so hat man es im Gegenteil mit dem zunehmenden Monde zu tun.

Das große Licht, das den Tag regiert, spielt in Südwest womöglich eine noch größere Rolle als im deutschen Vaterlande. Nur an sehr wenigen Tagen des Jahres, während der Regenzeit, ist der Himmel so völlig bedeckt, daß die Sonne nicht scheint. Unser Schutzgebiet ist ein Sonnenland, in dem das Himmelslicht Tag für Tag um die Mittagszeit seine sengenden Strahlen auf die ausgedörrte Erde sendet und Mensch und Tier mit brennendem Durste peinigt. Im Norden der Kolonie bis nach Rehoboth hinunter kann die Sonne im Zenit stehen. Diesen höchsten Stand erreicht sie in Grootfontein am 20. November und 27. Januar, in Windhuk am 7. Dezember und 6. Januar, in Rehoboth am 21. Dezember. An diesen Tagen sendet sie mittags 12 Uhr ihre Strahlen lotrecht herab; der Schatten des Menschen befindet sich dann zwischen seinen Füßen. Die Jahreszeiten der nördlichen und südlichen Halbkugel sind einander entgegengesetzt. Wir haben also hier Sommer, wenn Deutschland Winter hat. Ebenso stehen sich Frühling und Herbst gegenüber, doch kann von einem ausgesprochenen Wechsel der Jahreszeiten in unseren Breiten nicht die Rede sein. Die Tageszeiten sind von den deutschen nicht verschieden, da sie nur vom Längengrade abhängen und der 15. Meridian, der durch Görlitz und Stargard geht und die mitteleuropäische Zeit angibt, östlich von Swakopmund vorbeiführt.

Lucius.

25. Der Sterne Deutung.

Der Vater mit dem Sohn ist über Feld gegangen,
Sie können, nachtverirrt, die Heimat nicht erlangen.

Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu sein im weglos dunklen Raum.

Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
Als ob der Erde Weg er wollt' am Himmel lernen.

Die Felsen blieben stumm, die Bäume sagten nichts;
Die Sterne deuteten mit ihrem Streifen Lichts.

Zur Heimat deuten sie; wohl dem, der traut den Sternen!
Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

Friedrich Rückert.

26. Die Predigt der Sterne.

Das erste Sternbild steht schon eine Weile am Himmel. Es ist das Südliche Kreuz. In mattem Glanze geht es auf, als erstes tritt es am Abendhimmel hervor. Nach wenigen Stunden flimmert und leuchtet der südliche Sternhimmel in ganzer Pracht. Auch das Kreuz hat sehr an Helligkeit gewonnen und strahlt als ein flammender Christengruß vom Himmel hernieder, als wenn es den Deutschen dort unten sagen wollte: Siehe, ich bin auch hier und geleite euch bis in die fernste Wildnis, bis an das Ende der Erde. Das Kreuz ist ja die kürzeste Predigt des Christentums, sicherlich auch, wenn es hier im fernen Lande vom Abendhimmel herabschaut.

Schmidt, Aus unserem Kriegsleben in Deutsch-Südwestafrika.

27. Am Lagerfeuer.

Wir saßen ziemlich dicht am hellodernden Feuer. Jeder versuchte etwas zu schlafen. Ich brachte es nicht fertig; ich lauschte auf die Sprache der Natur, die den geheimnisvollen Reiz der Wildnis, den fesselnden Zauber einer afrikanischen Nacht verkündete. Der Mond erschien am fernen, tiefblauen Horizont. Ein Stern nach dem andern, glitzernden Diamanten gleichend, tauchte auf, bis das Firmament in seiner ganzen Pracht erstrahlte. Inmitten dieser

Sterne stand das Kreuz, das Wahrzeichen unseres Christenglaubens, in ruhiger Klarheit. Es war fast taghell; man hätte lesen können. Der Lichtschein tanzte auf dem dunklen Laubwerk der Baumgruppen, die der Wind sanft schüttelte, so daß ein seltsames Rauschen begann.

Im Lichtkreis des zweiten aufflackernden Feuers hantierten die Schwarzen. Wiederum trat die Eigenart der Bergdamara, Frohsinn und Sorglosigkeit, hervor (siehe Tafel 11). Werfen sie sich auch noch so müde nach der schweren Arbeit des Wagentreibens am Feuer nieder, wenn der Kaffee geschlürft ist, vergessen sie alle Sorge und Mühe und plaudern lustig darauf los. Jedes Ereignis wird besprochen; noch hinterher ergözen sie sich darüber und lachen stundenlang über eine unbedeutende Begebenheit.

Hier am Lagerfeuer erhellte der Widerschein die dunkle Farbe unserer Wagenleute. Es entfaltete sich ein Bild größten Behagens. Zumzip rührte stumm den Mehlpapp und schürte das Feuer, dessen Funken sprühten, wenn neue Reiser hineingeworfen wurden. Jonas hob ab und zu den Deckel vom Wasserkessel; er wollte sich überzeugen, ob der Kaffee bald fertig wäre. Fredrik, der meist stillvergnügt lächelte, drehte die kreischende Kaffeemühle, deren Klang einen erfrischenden Trank verhieß. Jonas machte den Aufguß, setzte das herrlich duftende Gebräu vor uns hin und begab sich wieder still an sein Feuer, um nochmals eine Portion Kaffee zuzubereiten. Daneben schnarchte Leo, alle Biere von sich gestreckt. Er hatte seinen Mehlpapp bewältigt und bedurfte anscheinend der Ruhe.

Karow, Wo sonst der Fuß des Kriegers trat.

28. Eine deutsche Schule auf dem Tafelberge.

Es war ein köstlicher Herbstmorgen in der Osterwoche, als sich vor dem deutschen Pfarrhaus in Wynberg bei Kapstadt die Knaben und Mädchen der deutschen Schule mit ihren Lehrern und Lehrerinnen, dem Pastor und einigen anderen Erwachsenen marschbereit und wanderfroh versammelten. Sorgsam musterten wir unser Ziel, den Tafelberg. Dicht vor uns stand der trostige Riese, seinen Fuß in Wäldern versteckend. Just schmückten die ersten Morgenstrahlen der hinter der Heide aufglänzenden Sonne sein wildes Haupt mit einer Krone von funkelndem Golde, und bald glitt das Licht den graubraunen Leib des Recken hinab. Wird uns die Sonne treu bleiben? so fragte

jeder. Der Tafelberg ist ein gar tückischer Geselle, der am liebsten alle Fremden von sich fern hält. Wenn die feuchten Seewinde über ihn hinbrausen, hüllt er sich plötzlich in ein dichtes Tuch von weißem Nebel. Für den Beschauer in der Tiefe ist es ein prächtiges Bild. Man meint, der Himmel habe mit schimmerndem Tafeltuch seinen Tisch gedeckt. Aber für den Wanderer, der auf dem Gipfel steht, ist dieser Wolkenschleier gefährlich. Er verliert leicht den Weg und kann in Felspalten stürzen.

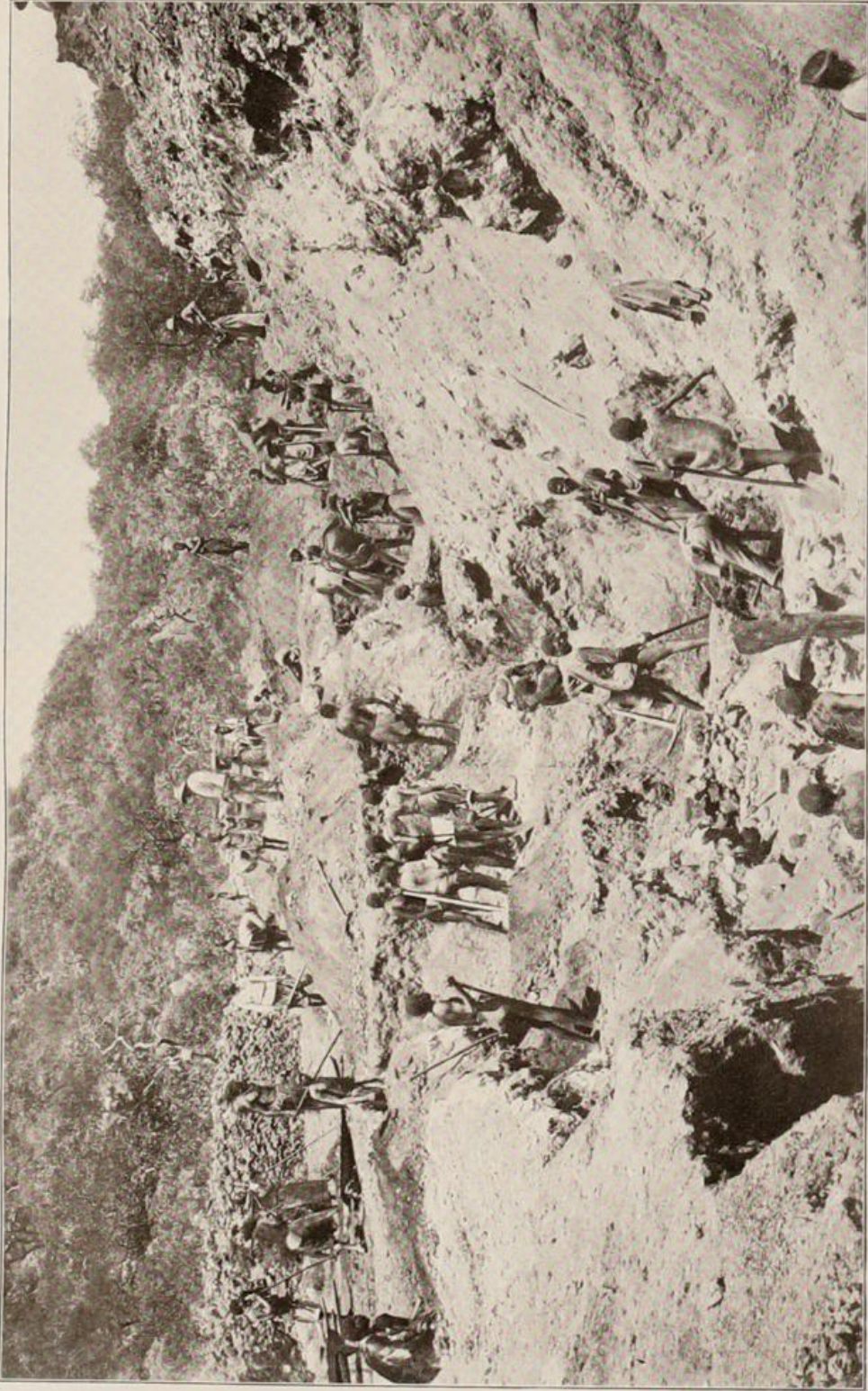
Zum Glück trafen wir den Riesen bei guter Laune; die fröhliche Jugend stimmte wohl den Alten freundlich. Nach kurzer Wanderung durch duftige Kiefernwaldungen und Eichengehölze hatten wir den Pfad erreicht, der bergan führt. Nun ging es steil hinan, dem Lauf eines Bächleins nach, das zu dieser Zeit in nur spärlichem Tropfenfall von Fels zu Fels die steile Schlucht hinab hüpfte. Oft versuchten armdicke Schlinggewächse, die quer über den Pfad von Baum zu Baum sich zogen, uns zurückzuhalten. Da zeigte es sich, wer turnen gelernt hatte. Wenn ein Felsblock allzusteil war, kletterten die Knaben zuerst hinan und halfen dann ritterlich den Mädchen. So ging es wohl zwei Stunden. Endlich wurde der Weg bequemer, der untere Teil des Bergrückens war erreicht. Wie erstaunten wir über seine ungeheure Breite und die Pracht, die sich vor uns aufthat! Wir glaubten, dort oben nacktes Gestein zu finden wie auf den Felskuppen von Deutsch-Südwestafrika. Aber wir schauten in ein gar freundliches Antlitz. Blanke, blaue Augen blinzelten uns unter dichten Brauen an: zwei klare Bergseen, in Kieferngehölze gebettet. Als wir näher hinsahen, erblickten wir starke Mauern. Wir hatten die künstlichen Staubecken vor uns, die Kapstadt mit Wasser versorgen.

Der Pfad führte jetzt in großem Bogen zur Ostwand des Berges, um von dort in langsamer Steigung die große Tafel des Gipfels zu erreichen. Wie wurde schon jetzt die Mühe des Anstiegs belohnt! Eine Plattform hart am Absturze des Gebirges nahm uns auf, und von dieser großartigen Warte schauten wir wie träumend in die Tiefe. Es war ein Gemälde von wunderbarer Pracht, wie es nur die Meisterhand der Natur vollbringen kann, alles in Gold getaucht und eingefasst von einem Rahmen grauer Felsgebirge und blauer Meere. Als wäre sie ein einziger Garten, so prangte die Ebene am Fuße des Tafelberges. Hinter den hoch hinaufkletternden Kiefernwäldern sahen wir die fruchtbaren Weinberge von Constantia,

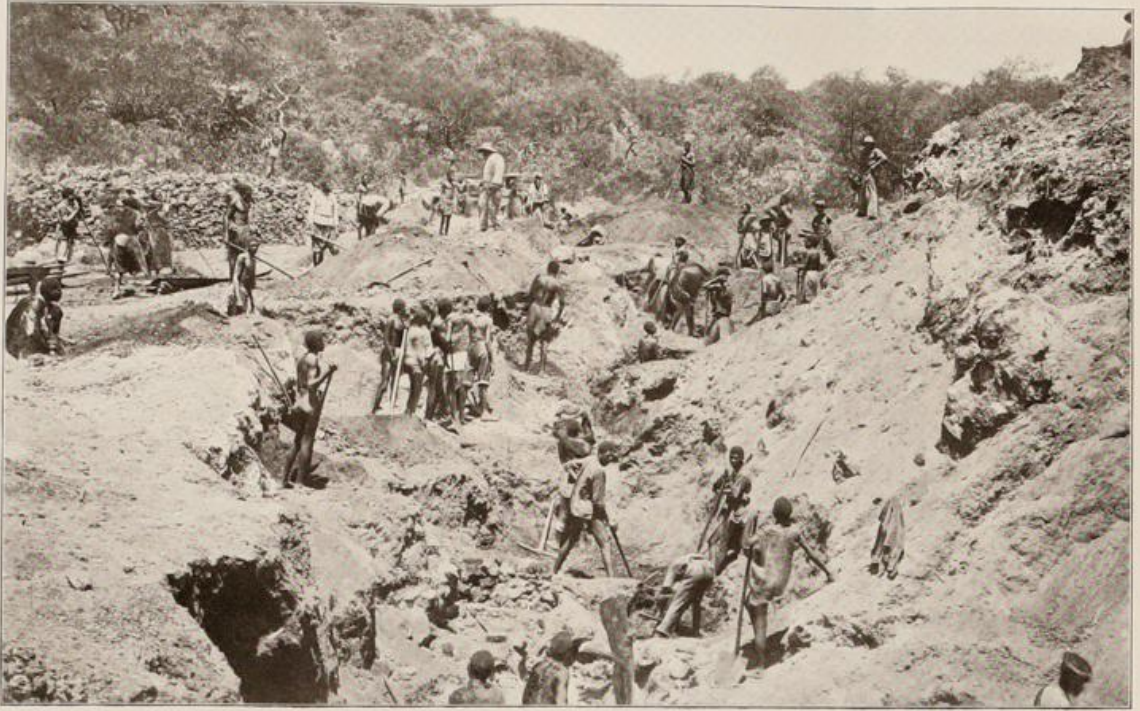
wohl die reichsten der Erde. Sie leiteten hinüber zu den üppigen Gärten, die Kapstadts Vororte umschließen. Ort neben Ort tauchte auf, und wir hörten die Pfiffe und das Rollen der Eisenbahnzüge, die hin und her durch die dicht bewohnte Landschaft eilten. Weiter östlich wurden die Formen gleichmäßiger. Ein Flachland von Sand und Heide zeigte sich. So öde auch die Landschaft ausah, unser Blick ruhte doch mit besonderem Stolz auf dieser „Blatte“. Denn die weit verstreuten Gehöfte und das Kirchlein in ihrer Mitte gehören deutschen Bauern. Vor 30 und mehr Jahren sind sie aus der Heimat in dieses verrufene Gebiet gewandert, das von Engländern und Buren gemieden war. Sie waren blutarme, aber rechtschaffene und fromme Leute mit eisernem Willen und starken Fäusten. Mit zäher Geduld haben sie das öde Heideland bearbeitet, bis der verachtete Boden zu einem trefflichen Gemüsegarten geworden war. Wir gedachten voll Freude dieser tapferen Ansiedler, die unserem deutschen Namen solche Ehre gemacht hatten. An den Bergen, die die Raphalbinsel vom Tafelberg aus bis zum Kap der Guten Hoffnung vorschiebt, glänzte in leuchtendem Blau das leis bewegte Meer der Falso-Bay. Inmitten der Bucht schimmerte etwas Weißes, als striche eine Möwe mit weiten Schwingen über die Wellen. Es war ein Kreuzer der englischen Flotte, der zu dem nahen Kriegshafen Simonstown fuhr.

Noch eine halbe Stunde, dann hatten wir den Gipfel erreicht, eine Riesentafel von 3 Kilometer Länge, bedeckt mit dichtem Gras, Blumen und Gebüsch. 1100 Meter hoch ragt sie über das Meer. Wir eilten zum Nordrand. Alles jubelte, als wir die Felskante erreichten. Fast senkrecht unter uns lag friedlich das herrliche Kapstadt. Wie eine riesige Löwin mit ihren Jungen zwischen den Tagen spielt, so umklammert der Berggriese mit seinen beiden vorgestreckten Armen die Handelsstadt, die sich, Schutz suchend, an seine stolze Brust schmiegt. Jauchzend warfen die Knaben Steine in die Tiefe. Sie wähten, die Straßen treffen zu können, die in schmalen, schwarzen Linien zwischen den rotweißen Häusermassen sichtbar wurden. In dem ausgedehnten Hafen, der weit ins Meer hinausgebaut ist, konnten wir deutlich ein paar mächtige Dampfer erkennen. Von der Höhe aus erschienen sie wie ein feines Spielzeug.

An der Westseite senkt sich die Bergtafel ein wenig. Dort entspringt mitten in einer blumenreichen Mulde unter einem Felsblock



Kupferbergwert in Suchab.



Kupferbergwert in Guchab.

Safel 7.



Bergwerk in Esameb.



Im Palmenwald.

eine kleine Quelle mit köstlichem, kühlem Wasser. Sie bot uns erquickenden Trank. In Blumen betteten wir uns zu langer Raft. Blau leuchtete der Himmel über uns, und blau funkelten in der Tiefe die Wogen des Atlantischen Ozeans. Da stimmten die Kinder deutsche Volkslieder an. Die Natur stellte uns ihr Riesenorchester; dumpf dröhnte vom Meere der Chor der ewigen Brandung herauf, und träumend gedachten wir der fernen deutschen Heimat.

Safenkamp.

29. Ein Tag auf der Farm.

Aus dem Brief einer Farmersfrau.

Bevor noch die Sonne über unseren Bergkuppen emporsteigt, stehen wir auf, und ich öffne Anna, die gewöhnlich schon mit einem Feuerbrand in der Hand wartet, die Tür. Sie macht nun sofort in der Küche Feuer. Bald erscheint auch Maria, welche die gröberen Arbeiten zu verrichten hat. Sie muß Holz und Wasser holen, im Hof aufräumen und in der Küche scheuern.

Während mein Mann die Leute beim Melken beaufsichtigt, räume ich mit Anna das Wohn- und das Schlafzimmer auf. Da tönt meines Mannes Stimme herauf, ich solle schnell einmal zu den Viehkralen kommen; gewiß gibt es dort eine Überraschung. Ich eile schnell zu den Kralen hinunter; richtig, da sind wieder über Nacht einige kleine Ziegen geboren. Diese Tierchen sind zu niedlich, und wir freuen uns stets darüber, wie sie so lustig umherspringen. Die Kinder sind schon aus dem Kral getrieben worden. Nun will der Wächter noch das Kleinvieh mitnehmen und öffnet dessen Kral. Wir stellen uns je auf eine Seite und lassen die Tiere zwischen uns hindurchgehen. Gewöhnlich gehen beim Zählen unsere Berechnungen auseinander, und dann muß der Wächter die Tiere noch einmal in den Kral zurückjagen, was er immer sehr widerwillig und mit Gebrumm tut. Endlich sind die alten Tiere auf die Weide getrieben, und wir begeben uns nach dem Hause, um unseren Kaffee zu trinken.

Diese Frühstückszeit wird immer sehr lang ausgedehnt; es ist die gemütlichste Zeit des Tages. Gewöhnlich decke ich vor der Tür den Tisch; dort sitzt es sich so herrlich in der Morgenfrische, das Zwitschern der vielen tausend kleinen Vögel, das Girren der Tauben und das Locken der Perlhühner dringt an unser Ohr. Auf der Fläche sehen wir die abziehenden Herden von Groß- und Kleinvieh

immer kleiner werden und nach und nach verschwinden. Nun sehe ich nach der Uhr: was, schon halb zehn? Nun schnell an die Arbeit, ich in die Küche, mein Mann in den Garten.

Ganz erschöpft und hungrig kommt er gewöhnlich zurück. Die Hitze ist groß. Heute hat er einige Beete Kartoffeln gesteckt und verschiedene Gemüsesorten gesät. Zur Erfrischung biete ich ihm ein wenig saure Milch an und trage das Essen auf. Nach dem Mittagmahle legen wir uns lesend ein Stündchen hin, dann werden die Leute wieder gerufen. Schläfrig und lässig folgen sie dem Rufe. Sie sollen am Nachmittage die Krake ausbessern. Maria und Anna sollen waschen; das Wasser ist schon herbeigetragen; nun setzen sich beide gemütlich an das Waschfaß und beginnen, Pfeife rauchend, ihre Arbeit.

Schnell wird noch ein Täßchen Kaffee getrunken, und dann schirrt mein Mann die Pferde ein, die, an den Fußgelenken gespannt, sich den Tag über in der Nähe des Hauses aufhalten.

Jetzt geht es auf der Karre ohne Weg und Steg die Fläche entlang, immer weiter im Tal. Manchmal treten die Berge weit auseinander, dann sind sie wieder nur einige hundert Meter voneinander entfernt. Da plötzlich sieht mein Mann einen Bock. Rasch gibt er mir die Zügel, springt ab und schleicht sich hinter einen Baum: der Schuß knallt, aber der Bock läuft mit Windeseile davon. Sultan, der große Hund, jagt ihm nach; auf einmal springt er vorwärts; der Bock ist verschwunden; mein Mann eilt nach; er findet den Bock in den letzten Zügen. Wie freue ich mich über die Beute! Der Schuß hatte gut getroffen; aber das afrikanische Wild besitzt eine unglaubliche Zähigkeit und Widerstandskraft.

Auf dem Rückwege sehen wir noch ein Volk Perlhühner. Vom Wagen schießt mein Mann in das Volk hinein; zwei Tiere fallen nieder, und Sultan bringt sie herbei. Nun fahren wir langsam unserem Häuschen zu. Das Brüllen der heimkehrenden Rinder dringt an unser Ohr, und nun beginnt ein lebhaftes Rufen und Antworten der Mutterschafe und Ziegen und ihrer Lämmer. Indessen mein Mann die Herden an sich vorbeiziehen läßt, eile ich in die Küche und finde dort die Wäsche fertig liegen. Nun besorge ich das Abendbrot.

Wir setzen uns vor die Thür unseres Hauses, wo wir viele schöne Abendstunden zubringen. Die Stille um uns, der wundervolle, reichgestirnte Himmel, die balsamische Abendluft und der von den Pontoks herübertönende vielstimmige Kafferngesang üben einen großen Zauber auf uns aus. S. v. Falkenhausen, Ansiedler-Schicksale.

30. Am Abend.

Abend kam; die Arbeit ruht;
Heim zum lieben Herde
Rehrt, wer in des Tages Glut
Müh' hat und Beschwerde.
In dem Tal wird es so still,
Nun die Sonne sinken will.

An der Straße steht ein Haus,
Ein nur nied'res, kleines;
Aber friedlich sieht es aus,
Wollt', es wäre meines.
Eigen Haus, ist's auch nur klein,
Besser kann so leicht nichts sein.

Eigen Haus, vor Not geschützt,
Und davor zum Rasten
Eine Bank, auf der man sitzt
Nach des Tages Hasten,
Und im Herzen Fried' und Ruh' —
Was begehrt du noch dazu?

Johannes Trojan.

31. Die Viehzucht in Deutsch-Südwestafrika.

Die Namib ist wirtschaftlich fast unbrauchbar. Nur ihr Übergangsgebiet zur Steppe kann wertvoll werden, weil es während der Regenzeit für Pferde gesund ist und diese dort der Pferdesterbe entgehen. Die Steppengebiete sind hauptsächlich Viehzuchtländer, und zwar ist am wertvollsten natürlich das Hochland, weil es dauernd Wasserplätze enthält. Man darf aber nicht übersehen, daß die Kalahari ebenfalls ein ausgezeichnetes Weidefeld vorstellt, und deshalb sind die Gebiete mit Kalkpfannen wohl ebensoviel wert wie das Hochland. Der Norden und der Süden unterscheiden sich insofern voneinander, als das Damaraland und das Raokofeld hauptsächlich für Rinder, das Groß-Namaland dagegen für Kleinvieh geeignet ist.

Die sandigen Gebiete, also namentlich die Kalahari, eignen sich zweifellos für Straußenzucht, und zwar besonders deshalb, weil die Vögel die Angewohnheit haben, im Sande Bäder zu nehmen, wie dies

ja auch unsere Sperlinge und Hühner tun. Der Sand schadet nun den Federn nicht, während der rote Tonboden der Karu die Federn ungünstig beeinflusst.

Sehr gute Erfolge hat man mit der Kamelzucht erzielt, und in der Tat sind diese genügsamen Tiere gerade für die Namib und für die Kalahari sehr geeignet. Der größte Vorteil, den sie als Lasttiere gewähren, ist der, daß sie mit einem viel karglicheren Futter und mit viel weniger Wasser auskommen als die Ochsen und noch gut gedeihen, wenn jene infolge Futtermangels elend zugrunde gehen.

Passarge, Südafrika.

32. Ackerbau im Hererolande.

Ein Brief.

Windhuk, den 11. November 1912.

Lieber Freund!

Es freut mich, daß Du Dich nun entschlossen hast, in unser schönes Land zu kommen und Farmer zu werden. Nur muß ich Dir widersprechen, wenn Du bedauerst, daß Du hier Deine Kenntnisse als deutscher Landwirt nicht verwenden kannst. Im Gegenteil! Ich will zum Beweise dafür Dir etwas erzählen.

Im Jahre 1909 besuchte ich einen mir befreundeten Farmer am Nosob. Ich kam spät am Abend an und sah beim Sonnenaufgang zum erstenmal die Gegend. Wie staunte ich! Auf den Anhöhen zu beiden Seiten des Riviers standen die schmucken Farmhäuser meines Freundes und seines Nachbarn, und zwischen ihnen dehnten sich an den Biegungen des Nosob entlang die Felder aus. Sie waren zum größten Teil abgeerntet. Ich ließ mir die großen Flächen zeigen, auf denen Mais, Kartoffeln, weiße Bohnen und Betschuanenbohnen, Sonnenblumen (als Hühnerfutter) und Tabak gestanden hatten. Gegen 50 Hektar waren in dieser Weise urbar gemacht worden, und doch war die Farm erst etwas über zwei Jahre im Besitze meines Freundes. Auch jetzt, mitten im Winter, herrschte reges Leben auf den Feldern. Zwei weiße Angestellte arbeiteten an Dammschaukeln, die mit je sechs Ochsen bespannt waren. Sie suchten den Boden eben zu machen, Höhen abzutragen und Löcher auszufüllen. Über 30 Eingeborene gruben große Steine aus dem Boden oder rodeten Büsche und verkrüppelte Bäume aus. Die riesigen

Weißdornbäume, die das Landschaftsbild wunderbar verschönten, blieben zu meiner Freude stehen.

Un meiner Seite weidete sich der Farmer an meinem Erstaunen und gab mir die nötigen Erklärungen. Während des Krieges hatte er an einer Patrouille teilgenommen, die einmal in dieser Gegend abfattelte. Ein alter Afrikaner, der von Hause aus nicht Landwirt war, sah sich um und sagte: „Die Weide ist hier schlecht; die Farm möchte ich nicht haben.“ Mein Freund, der wie Du schon in Deutschland auf mehreren Gütern tätig gewesen war und die Landwirtschaftsschule besucht hatte, dazu auch schon sechs Jahre in Südwestafrika weilte, sah sich die Pflanzen an, die am Riviere wuchsen, und prüfte den Boden, den er vortrefflich fand. Da stand es bei ihm fest, alles daranzusetzen, um hier eine Farm zu erwerben und Ackerbau zu treiben. Schnell ging das nicht; die Kriegswirren und andere Umstände hinderten ihn drei Jahre lang; dann erst konnte er die Farm beziehen. Schon am ersten Tage begann er sein Werk am Riviere, das ihm solche Freude machen und von solchem Erfolge gekrönt sein sollte.

Natürlich blieben ihm Fehlschläge nicht erspart. Der Gemüseanbau im großen glückte zwar; allein es zeigte sich, daß er für ganze Ochsenwagen voll Gemüse keinen lohnenden Absatz finden konnte. Auch unsere deutschen Getreidearten gediehen gut; aber Tausende von Vögeln kamen und fraßen die Körner, ehe sie reif waren. Schließlich beschränkte er sich auf den Anbau der Pflanzen, die ich vorher nannte.

Nach diesem ersten Besuche ritt ich jedes Jahr mehrmals hin, und immer nahm ich voll Freude wahr, wie sich der Betrieb ständig vergrößerte. Erst entstanden Borrathshäuser, um die Ernte aufzunehmen. Dann wurden Steinkrale gebaut. In ihnen verkam nun nicht mehr der Dünger ungenutzt, sondern er diente von jetzt ab dazu, die Felder zu befruchten und sie vor Erschöpfung zu bewahren.

Da kam ein ausnahmsweise trockenes Jahr. Bisher hatten die Felder ohne künstliche Bewässerung getragen; der Regen und das Grundwasser des Riviers hatten dazu genügt. In diesem Jahre war es anders. Aber Arbeit gab es doch. Um nicht noch einmal von der Gunst des Wetters vollständig abzuhängen, grub mein Freund Brunnen, setzte Windmotive auf und kann sich nun auch in ungünstigen Jahren durch künstliche Bewässerung die Ernte auf fast 50 Hektar sichern. Die ganze Fläche aber, die bestellt wird, ist inzwischen auf das Vierfache angewachsen.

Du siehst daraus, daß Du Deine Kenntnisse hier wohl verwenden kannst, falls es Dir gelingt, eine geeignete Farm zu erwerben. Manches wirst Du allerdings erst umlernen müssen, und deshalb empfehle ich Dir, herzukommen und eine Zeitlang in einem größeren Betriebe mitzuarbeiten; dann erst kannst Du es versuchen, Dich selbständig zu machen.

Auf Wiedersehen im schönen Südwest!

Dein Freund

Heinrich.

Voigt.

33. Spruch.

Bauernfaust und Bauerngeist,
Ob auch selten man sie preist,
Sind des Staates Quell und Macht,
Sind die Sieger in der Schlacht.
Wohl dem Staat, der das bedacht!

Sohnrey.

34. Der Ochsenwagen.

Eine Unterhaltung bot mir immer die Ankunft eines Ochsenwagens aus dem Inneren (siehe Tafel 13). Wer nie ein derartiges Gefährt gesehen hat, vermag sich kaum einen Begriff von der Stärke und Festigkeit eines solchen rollenden Hauses zu machen. Das weiße Zelt aus starkem Segeltuch, das das gewölbte Obergestell bedeckt, ist so hoch, daß ein erwachsener Mann bequem darunter zu stehen vermag. Der Boden des Unterbaus, die Achsen und Räder sind von einem Kaliber, dessen Notwendigkeit man erst begreift, wenn man die Wege des Hochlandes kennen lernt, auf denen ein solcher Wagen eine Fracht von 25—50 Zentnern zu befördern pflegt. Das Eigentümlichste an dem Ochsenwagen aber ist seine Bespannung mit zwölf bis zwanzig zu zweit unter je einem Joche gehenden Ochsen, deren Ausbildung im gleichmäßigen Ziehen zu den bewundernswertesten Leistungen der Hottentotten und Bastards gehört. Sind die Tiere, die jedes auf einen bestimmten Namen hören, eingespannt, was von geübten Treibern in der Zeit von einer Viertelstunde erledigt sein muß, so ergreift der Führer die riesenhafte Peitsche, deren Stock aus Bambus vier Meter und darüber mißt, und auf den Ruf: „Treck!“ (Zieh!)

legt sich ein gut eingefahrenes Gespann gleichzeitig in die an einer langen Kette befestigten Nackenjoche. Dann kommt Bewegung in die schwere Last, und unter Knurren und Rasseln setzt sich der mächtige Wagen in ein gleichmäßiges Rollen, das keineswegs so langsam ist, wie es aussieht. Ein gut bespanntes Gefährt vermag auf nicht zu weichem und schlechtem Wege bis zu fünf Kilometer in der Stunde zurückzulegen, eine recht achtenswerte Leistung. Den Büren gebührt das Verdienst, den sonst fast unzugänglichen afrikanischen Ländern den Wagen gebracht und ihn entsprechend der Natur des Landes vervollkommenet zu haben.

Dove, Südwestafrika.

35. Handwerk bei den Ovambo.

(Siehe Tafel 12.)

Die Gerätschaften eines Ovamboschmiedes sind Hammer, Amboss, Blasebalg und Zange. Das nötige Eisen holt sich jeder Schmied in den nördlich von Dukuanjama gelegenen Eisengruben. Nach Landesgesetz darf dies nur einmal jährlich geschehen. Ist der von manchen schon längst sehnlich erwartete Zeitpunkt gekommen, dann ziehen die Schmiede mit ihren Gehilfen nach jenen Gruben. Das Eisenerz soll sich dort in nicht allzu großer Tiefe finden. Das Erz wird zutage gefördert und gleich an Ort und Stelle geschmolzen.

Meist findet man die Werkstätte des Schmiedes im Schatten eines Baumes. Der Amboss ist fast kegelförmig und mit seiner Spitze in einen am Boden liegenden Baumstamm getrieben. Sein Kopf, auf dem das Eisen bearbeitet wird, hat einen Durchmesser von höchstens 5 Zentimeter. Der Hammer besteht aus einem 15 bis 20 Zentimeter langen Stück Eisen. Der hölzerne Blasebalg wird meist von einem Kinde bedient. Mit Rücksicht auf diese äußerst einfachen Werkzeuge muß man alle Achtung vor den Leistungen des Schmiedes haben. Er verfertigt die unentbehrlichen Hacken und Urte. Mehr Kunst als diese Geräte verraten die in allen Größen hergestellten zweischneidigen Dolchklingen und die Lanzenspitzen. In früheren Jahren hat man auch sehr viel Kupfer verarbeitet, und zwar zur Herstellung von Beinspangen.

Auch in der Holzschneidekunst leisten die Ovambo mit den einfachsten Werkzeugen Hervorragendes. Bierbecher, Melkeimer und Eßnapfe werden von einigen unter diesen Künstlern in sauberster

Ausführung geliefert. Meist sind die Gegenstände mit einfachen Verzierungen, die mit einem glühenden Eisen aufgebrannt werden, versehen.

Vom weiblichen Geschlechte wird besonders eifrig das Flechten betrieben. Das Material dazu liefern die Blätter der Fächerpalme. Man verfertigt Körbe in den verschiedensten Größen und Formen. Oft erhielt ich kleinere Körbchen in geschmackvoller, sauberer Ausführung, mit gut schließendem Deckel versehen. Das Mattenflechten wird fast nur von Männern und Knaben betrieben.

Die Frauen beschäftigen sich auch mit der Anfertigung der irdenen Gefäße. Nachdem der Lehm geknetet worden ist, formen sie die Gefäße in einer Hütte, deren Dach nur wenig über den Boden hervorragt. Unter der Decke befindet sich eine als Fenster dienende Luke. Die Tür zu diesem Raum ist so eng, daß sie nur eben einer Person Durchgang gewährt. Man wählt solche Räume, um beim Formen der Gefäße vor jedem Luftzuge sicher zu sein. Die Töpfe werden in einer mit glühenden Holzkohlen ausgefüllten Grube gebrannt, die oben mit Erde verschlossen wird. Tönjes, Ovamboland.

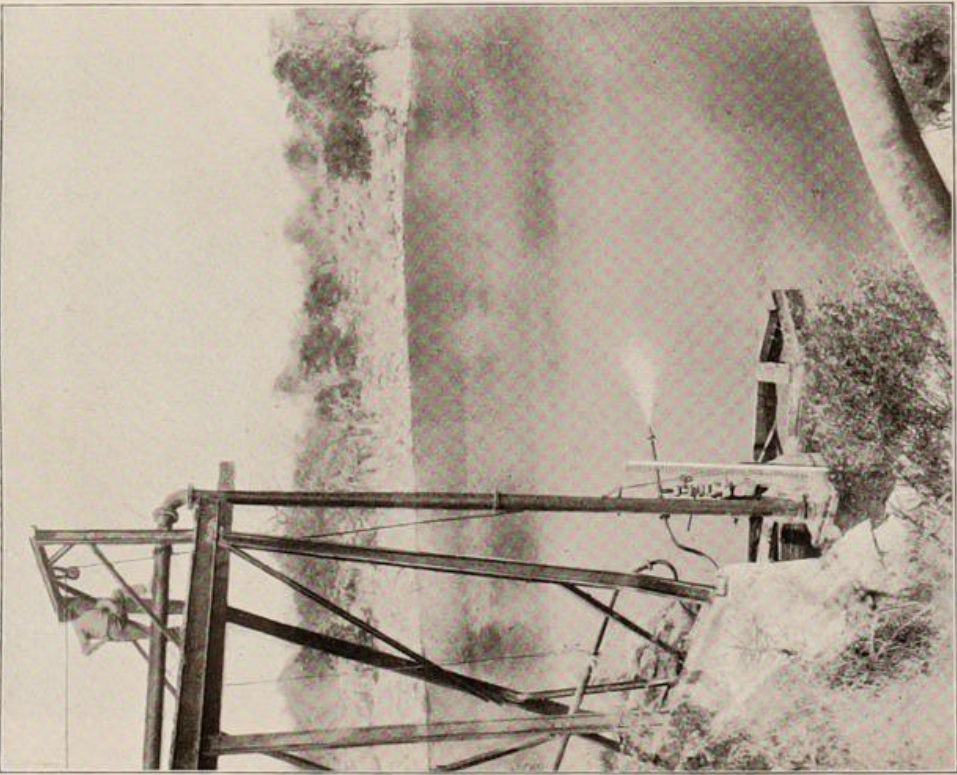
36. Die Etoſchafanne.

Vor mehreren hundert Jahren war die Etoſchafanne ein großer Salzsee. Jetzt ist sie ausgetrocknet und sieht wie ein Schneefeld aus, da das zurückgebliebene Salz die ganze Fläche bedeckt. An manchen Stellen glitzert es so blendend, daß man die Hand vor die Augen halten muß, wenn man darüber hinwegsehen will. Ab und zu schieben sich schmale Landzungen in die Pfanne, und kleine Inseln heben sich in ihr ab. Zahlreiche kleine Wässerlein laufen der Pfanne zu und bilden mit Schilf und hohem Grase bewachsene Sümpfe.

Die Umgebung der Pfanne gehört zu einem großen Wildschutgebiete. Daher sieht man hier zahlreiche Rudel von Springböcken, Hartebeestern, Gnus, Gemsböcken, Zebras und Straußen. Die Tiere scheinen zu wissen, daß sie hier kein menschlicher Jäger beunruhigen darf, und lassen sich aus geringer Entfernung beobachten. Aber Feinde hat das Wild auch hier. Diese Gegend ist das Jagdgebiet des Schakals und der Hyäne, ja sogar des Löwen. Im Busche versteckt oder im Schilfe kauend, erwartet er seine Beute. Mit einem Sprung überfällt er ein Tier, reißt es nieder und schleppt es in den nächsten Busch, um es zu verzehren.



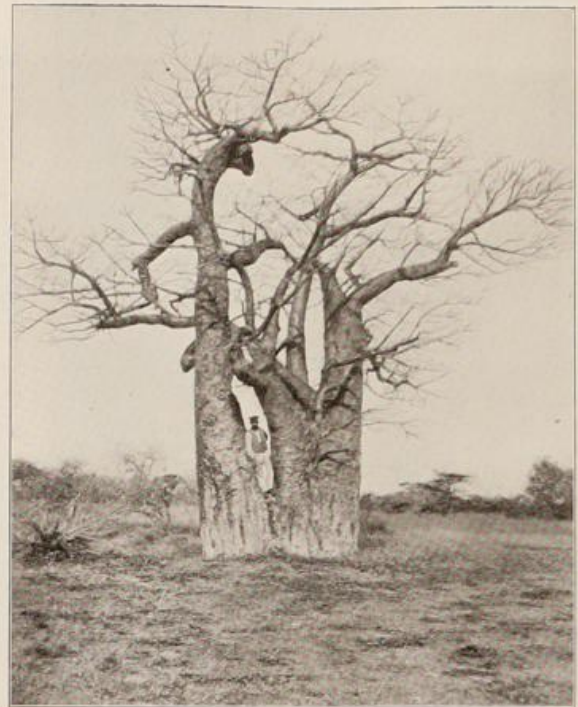
Affenbrotbaum.



Orjifotofee.



Otjifotofee.



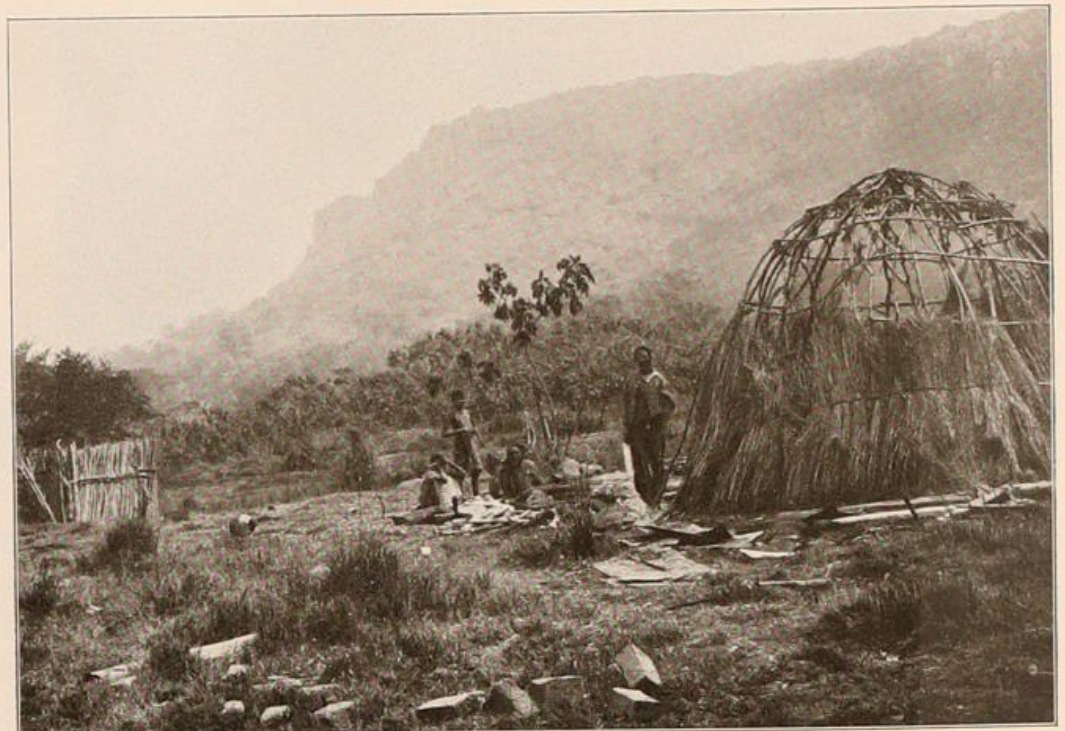
Affenbrotbaum.

Safel 9.



Bohr.

Pontok im Bau.



Phot. Nint, Windhut.

Pontok im Bau (am Waterberg).

Von der Etoschafanne holen die Farmer des Nordens ihr Viehsalz. Sie schaufeln das lose Salz zusammen und bringen es in Säcken mit dem Ochsenwagen nach ihrer Farm. Rohmann.

37. Ein Brief aus dem Norden.

Grootfontein, den 20. September 1910.

Lieber Freund!

Ein Ereignis, an das ich zeit meines Lebens gedenken werde, soll der heutige Brief Dir berichten.

Um mir das Land am Omuramba-u-Ovambo anzusehen, reiste ich von der Etoschafanne nach Osten bis Tsintfabis. Die Gegend ist wunderschön. Große prächtige Bäume standen so dicht zusammen, daß man glauben konnte, in einem deutschen Walde zu sein. Der tiefgründige Boden ist gut, und fleißige deutsche Hände werden auch hier einst durch diesen Urwald Furchen ziehen.

In Tsintfabis spannte ich an den tiefen Wasserlöchern aus. Nachdem ich in der Pfanne ein paar Welse gefangen hatte, überließ ich ihre Zubereitung meinem Jungen und machte einen Spaziergang nach dem nahen Affenbrotbaume (siehe Tafel 9). Ich konnte zehnmal meine ausgestreckten Arme an seinem Umfang abmessen. Seine Krone ist breit und schattig. Nachdem ich in der Nähe die mitgebrachte Tigerfalle aufgestellt hatte, begab ich mich zur Karre zurück.

Am nächsten Morgen sah ich nach, ob die Falle etwas gefangen hatte. Sie war fort. Das Gewehr schußbereit, verfolgte ich die Spur. Da erblickte ich einen Gepard (siehe Tafel 16). Seine Vorderpranke saß in der Falle. Knurrend setzt er zum Sprung an, und krachend fällt mein Schuß. Er geht fehl. Der Gepard wirft mich im Sprunge nieder, und es beginnt ein entsetzliches Ringen zwischen uns auf Leben und Tod. Meine Kräfte lassen bald nach; lange kann ich dem Tiere nicht Widerstand leisten. Da naht Hilfe in größter Not. Mein Ochsentreiber eilt auf meine Hilferufe mit meinem zweiten Gewehre herbei. Die letzte Kraft zusammenraffend, halte ich den Kopf des Ungetüms möglichst weit von mir ab und rufe dem Jungen zu, nach dem Kopfe des Tieres zu zielen. Der Schuß sibt. Nur noch ein paar Schläge mit den scharfen Krallen erhalte ich; dann kann ich unter meinem Gegner hervorkriechen.

Heute sind die vielen Wunden mit Hilfe des Arztes geheilt; aber mit Grausen denke ich an das entsetzliche Ringen auf Leben und Tod zurück.

Es grüßt Dich

Dein Freund

Erich. Rohmann.

38. Ein nächtlicher Überfall.

Im Gegensatz zum Hererolande mit seinen gewaltigen Höhenzügen ist das Ovamboland eine ungeheure, mit kaum merkbaren Wellungen versehene Ebene. Der Boden ist meist sandig; an der Oberfläche liegende Steine gehören in diesem Lande zu den größten Seltenheiten. Trotz der oft sehr geringen Niederschläge hat das Ovamboland eine reiche Vegetation. Überall trifft der Besucher desselben, im Gegensatz zum Hererolande, große Bestände von Laubbäumen, die ihm in der heißen Jahreszeit den ersetzten Schatten spenden. Besonders überrascht wird man durch die reiche Pflanzenwelt des Landes, wenn man sich ihm von Süden, vom Hereroland aus, nähert.

Wir ziehen über eine weite Fläche. An den meisten Stellen ist diese Fläche mit meterhohem Grase bewachsen. Hin und wieder erblickt unser Auge auch vereinzelt stehende Bäume und Sträucher. Je weiter nach Norden, desto zahlreicher werden sie. Überraschend ist der große Wildreichtum der Fläche. Auch Löwen und Leoparden sind nicht selten. Als ich im Juli 1904 die Steppe durchfuhr, machte ich bei der Wasserstelle Ekuma auch die Bekanntschaft der ersteren.

Schon nach meiner Ankunft bemerkte ich, wie mein Hirte, suchend und ängstlich umherspähend, in dem hohen Grase herumwanderte. Auf meine Frage, was er denn dort mache, erhielt ich die Antwort: „Hier ist etwas!“ — „Was kann da sein?“ rief ich ihm zu, „die Angst hat dich gepackt, und darum siehst du wieder alles mögliche und unmögliche.“

Bald lagen die meisten in tiefem Schlafe; die Zugtiere hatten sich gleich neben dem Wagen, kaum zehn Schritte entfernt, niedergelassen. Ich lag in meinem Klappstuhl am Feuer, über mir der sternbesäte Himmel, um mich her die wundervolle schweigende Nacht.

Auf einmal springt einer der Ochsen mit furchtbarem Gebrüll auf. Sogleich ist alles erwacht. Meine Leute ergreifen Feuerbrände und eilen mit ihnen auf die andere Seite des Wagens, wo sich die Ochsen gelagert hatten. Alle waren auf und davon, und es kostete Mühe, sie wieder zu sammeln; beim Nachzählen fehlte keiner.

Was war geschehen? Ein Löwe hatte sich herangeschlichen und einen meiner besten Ochsen angefallen. Durch das Geschrei der mit Feuerbränden versehenen Leute wurde er vertrieben, seine Beute im Stich lassend. Aber noch lange nachher verkündete sein durch die stille Nacht ertönendes Brüllen, welches bald von einer anderen Seite erwidert wurde, daß er durch das Mißlingen seines Raubes nicht in bester Laune war. Für uns war die Lage höchst unbehaglich. Wenn man diese Tiere hinter festen Gittern beobachten kann, dann ist ihre Nähe ja nicht beängstigend. Ungemütlicher ist schon die Sache, wenn sie uns in dunkler Nacht auf offener Steppe umkreisen und man jeden Augenblick auf ihren Besuch gefaßt sein muß.

Mit Tagesanbruch hatten wir bald den angefallenen und verwundeten Ochsen herausgefunden. Die von den Krallen des Löwen erhaltenen Wunden waren so tief, daß das Tier noch an demselben Tag einging. Bald fanden wir auch die Spur des Raubtieres, die nur 10 Meter von der Stelle, wo ich in meinem Klappstuhl gelegen hatte, vorbeiführte.

Fönjes, Ovamboland.

39. Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Haupt der Sykomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glüh'n im Hottentottentrale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karu,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Kniend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen
Als das bunte Fell des Renners, den der Tiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht
gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Zemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, lust'ger Schemen,
Eine sandgefüllte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Gräfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne seh'n sie den Gebieter sitzen
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster rizen.
Raftlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Tot, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Über Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen —
So durchsprengt der Tiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.
Freiligrath.

40. Die Diriku.

Wenn man von Grootfontein aus zum Okavango fährt, gelangt
man nach vierwöchiger Fahrt zu einem kleinen, aber arbeitsamen
Volke, das nach dem Platze, auf dem es wohnt, den Buschmanns-
namen Diriku trägt. Jedoch ist hier nicht die ursprüngliche Heimat

dieses Volkes. Vor langer Zeit, so erzählt die Überlieferung, wohnten die Diriku und die ihnen stammverwandten Herero in der südwestlichen Ecke vom heutigen Deutsch-Ostafrika an dem kleinen See Machi. Damals waren die Herero noch kein reiches Hirtenvolk, wie hier bei uns bis zum Jahre 1904, sondern sie nährten sich kümmerlich von den Früchten des Feldes. Deshalb wurden sie von den Diriku vachimba, d. h. Hungerleider, genannt, während die Herero diesen den Spottnamen ovakuangara, d. h. Hasenmäuler, gaben. Obwohl die Gegend am Machisee fruchtbar war, so konnte sie doch den im Laufe der Zeit immer stärker werdenden Volksstämmen nicht mehr den nötigen Unterhalt bieten. Deshalb beschlossen sie, ihre Heimat zu verlassen und nach Südwesten hin auszuwandern. Nach längerem Hin- und Herziehen kamen sie in das heutige Südwestafrika. Am Okavango teilten sich ihre Wege. Während die Herero nach Westen zogen, gingen die Diriku am Okavango stromabwärts, bald auf dem einen, bald auf dem anderen Ufer des Flusses, bis sie im Jahre 1908 auf deutscher Seite, etwa 10 Kilometer oberhalb der Mündung des Kwito, ihren Wohnsitz aufschlugen.

Noch vor 30 Jahren waren die Diriku ein wohlhabendes und starkes Volk. Damals aber brachen schlimme Zeiten für sie herein. Jahr für Jahr kamen abwechselnd die Betschuanen und die Barotse, nahmen ihnen das Vieh weg und führten jedesmal einen Teil der Leute als Gefangene fort. Im Jahre 1896 rückten die Betschuanen zum letzten Male in bewaffneten Scharen heran. Alle, die sich ihnen widersetzen, wurden erbarmungslos niedergemacht. Die Männer wurden nach Tsau am Ngamisee in die Gefangenschaft geführt, ein Teil der Frauen ging freiwillig mit. Zwei Jahre dauerte diese Gefangenschaft. Durch die Vermittlung des englischen Magistrats erhielten dann etwa 1200 Gefangene die Freiheit wieder, während die meisten noch heute Gefangene sind. Der Dirikuhäuptling Njanganana erhielt auch die geraubten Rinder zurück, die aber bald nachher der verheerenden Rinderpest zum Opfer fielen.

So waren denn die Diriku gezwungen, sich mit doppeltem Eifer der Landwirtschaft zu widmen. Die hierzu erforderlichen Geräte kauften sie von den Vanjemba, das Saatgetreide von den Betschuanen. Ein großes Stück Urwald war bald gerodet, und aus dem roten Sandboden sproßten die schönsten Saaten. Doch auch diese Herrlichkeit dauerte nicht lange. Als nämlich die Portugiesen eine Militär-

station nach der anderen errichteten, flohen die Diriku auf deutsches Gebiet. Hier fingen sie mit neuem Mut an, und schon nach zwei Jahren waren etwa 250 Hektar Urwald in fruchtbare Felder umgewandelt. Hauptsächlich werden Mais, Kaffernkorn, Hirse, Erdnüsse, Betschuanenbohnen, Kürbisse, Melonen und Zuckerrohr angebaut. Es ist eine wahre Freude, in den Monaten Februar und März durch die hohen, wogenden Felder zu gehen und zu beobachten, wie diese Leute mit peinlichster Sorgfalt jedes Unkraut entfernen und den Boden locker halten, damit die Feuchtigkeit eindringen kann.

Außer den genannten Gartenprodukten steht diesen Leuten so viel Feldkost zur Verfügung, daß sie nie eine Hungersnot zu befürchten haben. Ist die Feldarbeit zu Ende, so verfertigen die Männer Sontöpfe, Lanzen, Ruder und Rähne; die Frauen flechten Körbe von verschiedener Größe. Untätig ist das Volk nie; selbst die Kinder müssen fleißig arbeiten.

Die Dörfer der Diriku sehen gefällig aus. Die Hütten werden aus Rietmatten gebaut. Zuerst werden einige Stöcke in Form eines Rechtecks in den Boden gesteckt; dann werden vier bis sechs Matten darüber gelegt, und die Wohnung ist fertig. Jede Hütte wird noch mit einem Mattenzaun umgeben. Durch einen schmalen Eingang gelangt man in den Hof, in welchem auf Holzgestellen große Körbe stehen. Nach der Ernte werden diese Gefäße mit Mais, Kaffernkorn oder Hirse gefüllt.

Der heidnische Diriku verehrt drei Gottheiten: die Sonne, weil sie ihm Licht und Wärme spendet, die Ahnen, die seine Unternehmungen segnen und ihn vor Unglück bewahren, und den noch lebenden Häuptling Mokoja als Regengott. Jeder Gottheit wird eine besondere Verehrung zu teil.

Zu früher Morgenstunde versammelt der Häuptling seine Leute, um der aufgehenden Sonne zu danken, daß sie den Menschen einen neuen Tag schenkt. Sobald die ersten Sonnenstrahlen am fernen Horizont sichtbar werden, klatscht die wartende Menge leise mit den Händen, wobei alle Blicke unverwandt nach Osten gerichtet sind.

Den Ahnen werden Schlachtopfer dargebracht. Das Opfertier wird zunächst gesalbt, indem der Häuptling mit Öl und roter Farbe ein Kreuz auf dessen Rücken macht. Nach einem kurzen Gebete wird das Tier durch einen wuchtigen Hieb ins Genick getötet. Das Fleisch darf nur von den Männern gegessen werden. Am Eingang in das Gehöft des Häuptlings steht eine hölzerne Ahnenstatue, die über die

Gesundheit dieses Herrn zu wachen hat. Erkrankt aber der Häuptling, so hat der Göze seine Pflicht nicht erfüllt und wird zur Strafe dafür einige Tage zwischen zwei Pfählen aufgehängt.

Etwa 200 Kilometer nordöstlich von Diriku wohnt ein sehr beliebter Häuptling der Mambutuschu, Mokoja ist sein Name. Dieser Mann soll, dem Glauben der Eingeborenen zufolge, die geheimnisvolle Macht besitzen, mit Hilfe eines Zauberstabes in einem Augenblick die Wolken zusammenzuziehen und den Regen herabfallen zu lassen. Diejenigen Völker, die ihn als Gottheit anerkennen und den Regen von ihm beziehen, müssen ihm dafür nach jeder Regenzeit einige Ochsen oder Rüge senden.

Obwohl diese Heiden den Gott der Christen kannten und sogar zwei Namen für ihn hatten, verehrten sie ihn doch nicht. „Dieser Gott“, sagten sie, „liebt die schwarzen Menschen nicht; denn liebte er sie, so würde er sich ihnen auch einmal sichtbar zeigen; aber weder wir noch unsere Vorfahren haben ihn jemals gesehen.“ Es ist nicht schwer, sie hierüber eines besseren zu belehren und sie langsam dem Christentum zuzuführen. Auch bietet ihre Lust zur Arbeit die beste Bürgschaft, daß sie zu brauchbaren Christen herangebildet werden können. Im Jahre 1910 faßte die katholische Mission bei diesem Volke festen Fuß. Ihr Bestreben ist es, dort am Okavango, in der Nordostmark unseres Landes, christliche Religion und deutsche Kultur zu verbreiten, zu hegen und zu pflegen.

P. Bierfert.

41. Der Otjikotosee.

(Siehe Tafel 9.)

Der Otjikotosee ist 18 Kilometer von Tsumeb (siehe Tafel 8) entfernt. Er wird von hohen Kalkfelsen eingeschlossen. Nur an seinem Ost- und Westende sind die Ufer niedriger. Er ist stellenweise über 80 Meter tief. Das Wasser ist klar und durchsichtig; es wird von vielen kleinen Fischchen belebt. Zum Baden ist es zu kalt. Die Ovambo, die auf ihrem Wege nach dem Süden hier gerne lagern, glauben, daß ein böser Geist jeden Badenden in die Tiefe zieht.

In den hohen Uferrändern sind viele Höhlen, in denen Fledermäuse und Eulen ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Kletternde Feigenbäume, Randelaber-Euphorbien und dichte Büsche rahmen mit ihrem frischen Grün den See ein.

Rohmann.

42. Guchab und Grootfontein.

Zwanzig Minuten von der Bahnstation Guchab erreichen wir das Kupferbergwerk (siehe Tafel 7). Hier herrscht ein eifriges Treiben. Zahlreiche Raffen schlagen die zutage liegenden Erze los. Andere brechen sie mit Brechstangen ab oder bohren die Löcher in das feste Gestein, die der weiße Aufseher mit Dynamit füllt, das er dann zur Entzündung bringt. Die Erze werden in Säcke gefüllt. Kräftige Eingeborene tragen sie talab zur Eisenbahn.

Setzen wir unsere Eisenbahnfahrt fort, so gelangen wir bald in die Grootfonteiner Fläche, aus der nur wenige Ruppen hervorragen. Hinter einem Buschstreifen wird ein Kirchturm sichtbar, der Kirchturm von Grootfontein.

Der Teil Grootfonteins, den wir zuerst betreten, ist erst im Jahre 1907, als der Bahnbau begann, angelegt worden. Etwas weiter entfernt liegt der alte Ort. Er hat seinen Namen von den Buren erhalten, die 1885 von Angola auswanderten und nach langer Wanderung hier ihre Wohnsitz aufschlugen. An dieser Stelle lag früher ein großer Sumpf, der die ganze Gegend recht ungesund machte. Zahlreiche Todesfälle kamen daher unter den Buren und Soldaten vor. Heute sieht der Besucher von dem Sumpfe nichts mehr. Er wurde durch große Gräben entwässert. Diese Gräben führen sein Wasser in das große Badebassin des Bezirksamtsgartens.

Rohmann.

43. Der Grootfonteiner Palmenwald.

Zwanzig Kilometer südöstlich von Grootfontein liegt der Palmenwald (siehe Tafel 8). Diese Bezeichnung ist allerdings nicht ganz richtig, da man dort keinen dichten Baumbestand vorfindet. Die Palme braucht zu ihrem Wachstum viel Licht; daher stehen die großen Bäume auch weit auseinander, oft mehrere hundert Meter. In den Lichtungen stehen kleinere Bäume oder Büsche.

Die Palme wächst sehr langsam. Sie braucht wohl mehrere hundert Jahre, bis sie völlig ausgewachsen ist. Der Stamm zeigt eine schwärzliche Farbe. Die Krone besteht aus fächerartigen Blättern; daher wird die Palme auch Fächerpalme genannt. Die Früchte hängen in großen Bündeln wie eine Traube aus den Blättern herab. Sie sind so groß wie Apfelsinen und sehen hellbraun aus. Klopft



Phot. Nint, Windhut.

Steinbockanz der Bergdamara.



Phot. Nint, Windhut.

Gefangene Buschleute.



Phot. Rint, Windhut,
Sererohäuptling Kambafembi.



Qvambo.



Ovambo.



Phot. Rint, Windhof.
Sererohauptling Kambafemi.

man die glatte, starke Schale ab, so kommt man zu der faserigen Hülle. Sie schmeckt ähnlich wie Johannisbrot und wird von Kindern und Eingeborenen gern gegessen. In neuester Zeit wird aus dieser Hülle Spiritus hergestellt.

Rohmann.

44. Die Malaria.

Malaria heißt auf deutsch: schlechte Luft. Malaria ist der Name einer Krankheit, die besonders in sumpfigen Niederungen vorkommt und deshalb auch Sumpffieber genannt wird. Man glaubte, daß aus den Sümpfen krank machende Dünste aufstiegen. Wegen der in bestimmtem Wechsel auftretenden Fieberanfalle heißt die Krankheit auch Wechselfieber.

Die Krankheit ist besonders in heißen Ländern häufig; doch kommt sie auch in Deutschland vor. Man hat ausgerechnet, daß auf der ganzen Erde 100 Millionen Menschen an der Malaria leiden. In Indien allein sterben jährlich etwa 1 200 000 Menschen an dieser Krankheit. Obwohl wir in Deutschland selbst wenig Malaria haben, ist uns diese Krankheit seit dem Erwerb der Kolonien sehr verhängnisvoll geworden. Viele Söhne des deutschen Volkes, die voll Begeisterung hinausgingen, wurden von der tödtlichen Krankheit dahingerafft. Nicht in der offenen Schlacht fielen sie, vom Speere des Feindes getroffen; auf kummervollem Krankenlager siechten sie dahin und erlagen dem Stiche einer Mücke, des Moskito's. Wenige Jahrzehnte erst ist es her, daß man diesen Feind erkannt hat und weiß: die Malaria wird nicht in Form von giftiger Sumpfluft eingeatmet, sondern sie wird durch den Stich einer Mücke, des *Anopheles maculipennis*, auf den Menschen übertragen. Das Weibchen dieser Art sticht den Menschen, weil es zur Ablage seiner Eier Blut nötig hat. Eine Ansteckung erfolgt dabei nur, wenn es vorher einen Malariakranken gestochen hat und deshalb die Keime dieser Krankheit in sich trägt.

Diese Keime, Sporozoiden oder nach ihrer Gestalt Sichelkeime genannt, kreisen nun mit dem Blut im menschlichen Körper. Bald bohren sie sich in die roten Blutkörperchen ein und entwickeln sich da zu ringförmigen Gebilden. Diese Ringe zerfallen schließlich in 12—14 kleine Kugeln, die nun wieder in Blutkörperchen eindringen und sich zu Ringen entwickeln.

Von dem Stiche des Moskito's bis zum ersten Fieberanfall verstreicht eine Zeit von etwa 10 Tagen. Die eigentliche Erkrankung

beginnt gewöhnlich mit Schüttelfrost, dem bald hohes Fieber bis über 40° folgt. Nach einigen Stunden tritt unter heftigem Schweißausbruch die Entfieberung ein. Der Fieberanfall ist meist begleitet von heftigem Kopfschmerz und Erbrechen.

Das einzige sicher wirkende Heilmittel ist das Chinin, das aus der Rinde des China- oder Fieberrindenbaumes in Südamerika gewonnen wird. Glücklicherweise kommen in Deutsch-Südwestafrika meist nur leichtere Fälle von Malaria vor, so daß diese Krankheit keine ernste Gefahr für den Bewohner der Mitte und des Südens unseres Landes bildet.

Um der Ansteckung vorzubeugen, sucht man sich vor den Stichen der Moskito's zu schützen. Da diese Tiere nur nachts stechen, muß man sie durch Gazefenster oder Moskitoneze von den Schlafstellen fernhalten. Einreibungen der Haut mit stark riechenden Stoffen nützen nichts. Wichtig ist auch der Schutz der Füße am Abend, wenn sie nicht mehr in die starken Ledergamaschen gehüllt sind und in der Dunkelheit den Moskito's ein besonders willkommenes Angriffsfeld bieten. Durch Trockenlegung der Sümpfe können auch die Malariabrutstätten in der Nähe größerer Ansiedlungen vernichtet werden.

Dr. Krauß (in Kolonie und Heimat).

45. Unser Wild in früheren Zeiten.

Noch vor hundert Jahren war Südwestafrika ungeheuer reich an Wild; der Löwe war überall der Herr des Landes. Es deutet darauf hin der Löwenfluß hinter Keetmanshoop, die Löwenpforte bei Bethanien und viele andere nach dem Löwen benannte Örtlichkeiten. Damals galt das südafrikanische Lied:

Bezing, o zang, myn vaderland!
 Het land van leeuw¹ en olifant²,
 Waar zeekoe³ en rhenosterdier⁴
 Zich bed't int rietgras der rivier.
 Bezing, o zang, myn vaderland!
 Waar vogelstruis⁵ doorrydt het zand,
 Waar gnoe⁶ en springbok vroolyk danst,
 s'Kameelpaards⁷ oog van vreugde glanz.

¹ Löwe, ² Elefant, ³ Nil- oder Flußpferd, ⁴ Nashorn, ⁵ Strauß, ⁶ Gnu oder Wildebeest, ⁷ Giraffe.

Dieses Lied, in der Kapkolonie entstanden, gibt den dortigen Zustand an, wo doch das Land viel dichter besiedelt war; erst recht paßt es auf das damalige Südwesafrika.

Nach W a n d r e s (Windhuker Nachrichten).

46. Die Antilopen.

Die Antilopen treten in Südafrika in großer Zahl und in vielen Arten auf. Es scheint, daß bis zum heutigen Tage keine wirklich ausgerottet worden ist; aber ihre Zahl ist nur noch verschwindend gering im Vergleich mit den Herden der Vorzeit. Am besten gehalten haben sich die kleinen Tiere, wie z. B. der Ducker, das Steinböckchen (siehe Tafel 15) und in gebirgigen Gegenden das Klippböckchen; auch der Springbock ist noch sehr verbreitet, selbst in den bewohntesten Teilen des Burenhochlandes. Unten im Süden befinden sich auch noch das weiße Bartgnu und der Bläßbock, während das große, schwarze Streifengnu, Elenantilope, Hartebeest und Rudu in dem mittleren und nördlichen Teile Südafrikas noch weit verbreitet sind. Erst in dem nördlichen Teile der Kalahari treten dann Schimmel- und Pferdeantilope auf. In dem wasserarmen Gebiete der Kalahari finden sich vor allem Hartebeest, Gemsbock (siehe Tafel 14) und Giraffe, die des Wassers kaum bedürfen. Diese Tiere sind in den abgelegeneren Teilen der Steppe noch verhältnismäßig häufig. Passarge, Südafrika.

47. Die Wanderungen der Springböcke.

Nahezu unglaublich erscheinen die Angaben über den Wildreichtum der südlichen Kalahari. Dort kam es zuweilen vor, daß sich die Springböcke zusammenrotteten und in ungeheuren Scharen nach Süden zogen bis in die Kapkolonie hinein. Die Menge der Tiere war so überwältigend groß, daß Raubtiere, wenn sie in eine solche wandernde Springbockmasse hineingerieten, nicht wieder herauskommen konnten und so lange mitlaufen mußten, bis sie von den Tieren totgetreten wurden. Vergeblich haben Buren Gebirgspässe mit ihren Gewehren zu verteidigen gesucht. Sie mußten den unwiderstehlich andrängenden Tieren gegenüber das Feld räumen und ihnen ihre Felder überlassen.

Wichtig ist die Frage, aus welchem Grunde derartige Wanderungen der Springböcke eintraten. Die nächste Vermutung ist die,

daß Nahrungsmangel die Tiere zur Auswanderung trieb. Livingstone, den man wohl für einen der besten Kenner halten muß, ist jedoch anderer Ansicht. Die Auswanderung trat dann ein, wenn das Gras so hoch wurde, daß es den Tieren über den Kopf wuchs. Die Tiere gerieten dadurch in Angst und Aufregung, da sie ihre Feinde nicht mehr zu sehen imstande waren, und dieses war der Grund zum Zusammenrotten und Auswandern. Leider dürfte es heutzutage nicht mehr möglich sein, die Gründe für jene Wanderungen mit Sicherheit zu erkennen. Passarge, Südafrika.

48. Zwei wenig ähnliche Verwandte.

Unter schattigem Baum auf weiter Steppe ruht der ungefüge Walzenleib des Nashorns mit den häßlichen Faltenbildern der panzerdicken Haut. Die Zeit der Dickhäuterherrlichkeit ist unwiederbringlich dahin. Seit der Erfindung der modernen Gewehre sind ihre Tage gezählt. Tierische Stärke und zorniger Mut haben sich als ohnmächtig erwiesen gegenüber der erfinderischen Mordlust des Menschen. Das weiße Rhinoceros ist bereits im Aussterben, und die anderen Arten werden folgen.

In seinem Wesen hat das plumpe Tier wenig Anziehendes; denn sein Erdendasein verteilt sich im wesentlichen auf Fressen und Schlafen, wozu gelegentlich boshafte Angriffe auf harmlose Lebewesen kommen, die so unglücklich waren, sein Mißfallen zu erregen. Auch der größte Tierfreund wird das Nashorn kaum anders als ein ungeschlachtet, stumpfsinniges, faules, jähzorniges, boshafte und schwerfälliges Tier nennen können.

Das Horn wird alle zehn Jahre gewechselt. Es entsteht durch Verschmelzung zahlreicher, parallel laufender Haare, die durch Hornmasse miteinander verklebt werden. Ein Knochenzapfen zur Stütze des Horns ist nicht vorhanden.

Zur unmittelbaren Verwandtschaft der dickhäutigen Riesen gehören die sonst vielfach an die Nager erinnernden Klippeschliefer oder Klippdachse. So plump die kleinen Burschen auch für gewöhnlich aussehen, so scheu und scharfsinnig sind sie doch; sie stellen sogar Wachtposten aus und leben kolonieweise nach Art der Alpenmurmeltiere. Für ihre geistige Begabung spricht der Umstand, daß sie in der Gefangenschaft überaus zahm und zutraulich werden. Also auch

hier zeigen sich die Zwerge flüger als die Riesen, die Davide schlauer als die Goliaths.

Je steiniger, spaltenreicher und sonniger das Gebirge ist, um so wohler fühlt sich der Klippdachs, der ein Kraut- und Fruchtfresser ist und nur wenig Wasser bedarf.

Flöricke, Säugetiere fremder Länder.

49. Die Webersvögel.

In unserem Lande leben mehrere Arten der Webersvögel (siehe Tafel 16 und 17), die zu den Finken gehören. Sie wohnen in lichten Waldungen oder im Schilf und hohen Grase. Gesellig, munter und regsam, tragen sie zur Belebung des Gebietes wesentlich bei. Die Männchen suchen durch ihren Eifer im Singen den Mangel an Begabung zu ersetzen; die meisten stümpfern erbärmlich, und kein einziger dürfte mit den europäischen Finken wetteifern können. Sie fliegen gut, einzelne Arten pfeilschnell, obwohl mit stark schwirrendem Flügelschlage, hüpfen, ihrer schwachen Füße ungeachtet, geschickt auf dem Boden umher, klettern auch an den Halmen des Schilfes auf und nieder. Ihre Brutzeit trifft mit dem erwachenden Frühlinge zusammen, währt aber länger als dieser. Der Sommer läßt sie nicht Not leiden; denn gerade er reift ihre Nahrung, die aus den Samen von allerhand Gräsern und schilffartigen Gewächsen besteht. Ungeachtet ihres schönen Gefieders und ihrer liebenswürdigen Sitten sind sie nirgends beliebt. Sie erlauben sich Plünderungen und müssen von den Feldern vertrieben werden, wenn sie sich zu Tausenden einfänden. Außer vom Menschen, werden sie von vielen Raubtieren verfolgt, von dem schnellen Falken an bis zu den Schleichtäzen und selbst zu den Schlangen und Eidechsen herab.

Beim Aufbau des Nestes wird zuerst aus langen Grasshalmen ein Gerippe gefertigt und an den äußersten Spitzen langer, dünner Zweige befestigt. Man erkennt in ihm die Gestalt des Nestes bereits deutlich; doch ist es noch überall durchsichtig. Nun wird es weiter ausgebaut und namentlich an den Wänden mit großer Sorgfalt verdichtet. Die ersten Halme werden von oben nach unten gezogen, um so ein möglichst wasserdichtes Dach herzustellen. Auf der einen Seite, gewöhnlich nach Süden, bleibt das kreisrunde Eingangsloch offen. Noch ist das Nest nicht vollendet; es wird nun zunächst die Ein-

gangsröhre angefertigt. Sie heftet sich an das Schlupfloch an, läuft an der Wandung herab und wird mit ihr fest verbunden. Ganz zuletzt wird auch das Innere fertig ausgebaut und mit einer Unterlage von äußerst feinen Grashalmen ausgefüttert. Erscheint dem Männchen, das der alleinige Baumeister des Nestes ist, ein Zweig nicht haltbar genug, so verbindet es zunächst deren zwei durch eine Brücke, die dann als Ansatzstelle der schaukelnden Wiege dient. Wenn erst das Rippenwerk hergestellt ist, schreitet die Arbeit sehr rasch fort. Nachdem das Nest vollendet ist, schlüpft das Weibchen aus und ein, um innen nachzubessern, wo es noch nötig ist. Unmittelbar darauf beginnt es zu legen.

Es gehört schon ein ziemlich großer Baum dazu, um das Nest eines anderen Webersvogels zu tragen. Jedes Nest ist nämlich 2—3 Meter lang und über einen Meter hoch. Es besteht aus Reisern und Zweigen, die der Vogel an Astgabeln ansieht, aber so wirr durcheinander und so unordentlich, daß man beinahe in das Innere der Nestkammer blicken kann. Von außen sieht das Nest borstig aus. Ein Eingang führt in das Innere. Er ist am Anfang so groß, daß man bequem mit der Faust eindringen kann, verengert sich dann aber mehr und mehr und geht endlich in einen Gang über, der gerade für den Vogel passend ist. Der innere Teil des Nestes ist mit feinem Gras ausgefüllt. In dem Bau sind drei bis acht Nester angelegt. Ein solcher Nestbaum wird zu gewissen Zeiten von einer überaus lärmenden Gesellschaft bewohnt. Es geht zu wie in einem Bienenschwarm. Die einen kommen, die anderen gehen, und es scheint beinahe, als hätten sich noch alle ausgeflogenen Jungen auf dem Baume versammelt; denn mit den wenigen Nestern stimmt die erhebliche Menge der Vögel nicht überein.

Brehm's Tierleben, Band 4.

50. Unsere Giftschlangen.

Deutsch-Südwestafrika ist sehr reich an Schlangen. Es sind nicht weniger als 73 verschiedene Arten bekannt, von denen 20 giftig sind. Besonders häufig und gefährlich sind die Puffotter (siehe Tafel 18), die Hornviper und die beiden Kobraarten.

Puffotter und Hornviper sind zwar überall im Lande zu finden, aber sie sind sehr träge, gehen dem Menschen gern aus dem Weg und beißen nicht, ohne gereizt worden zu sein.

Weit gefährlicher sind die angriffslustigen Kobras, die beide unter dem Namen „Mamba“ bekannt sind. Sie werden bis 2 Meter lang und sind sehr verschieden gefärbt, schwarz, braun oder gelb und schwarz geringelt. Die eine führt auch den Namen Spuck- oder Speischlange. Professor Dove schreibt von ihr: Den Namen Speischlange trägt sie mit Recht. Das Tier schleudert nämlich eine Art Speichel, der nicht aus den Giftdrüsen stammt, auf den Angreifer. Die Flüssigkeit ruft eine heftige Entzündung hervor, die unter äußerster Schmerzhaftigkeit mehrere Tage lang anhält. Derselbe Verfasser erzählt auch von einem Offizier, der einmal von einer riesigen, aus dem Gebüsch hervorschießenden Mamba angegriffen wurde. Sie stürzte sich zischend und hochaufgerichtet auf ihn und seine Begleiter, so daß diese schleunigst die Flucht ergreifen mußten, um sich in Sicherheit zu bringen.

Diese beiden Schlangen sind die giftigsten. Während erst drei Tropfen des Puffottergiftes einen Menschen töten, genügt dazu schon ein Tropfen des Giftes der Mamba, die bei einem Bisse 15—20 Tropfen ausspuckt.

Hat jemand das Unglück, von einer Schlange gebissen zu werden, so muß er sofort die Bißstelle fest unterbinden, die Wunde mit Messerschnitten erweitern und einige Körnchen übermangansaures Kali gut hineinreiben. Außerdem soll der Leidende womöglich recht viel Rum oder andere alkoholische Getränke zu sich nehmen. Ohne Hilfe und Gegenmittel tritt der Tod schon nach 30—40 Minuten ein.

Voigt.

51. Ein Heuschreckenschwarm in Windhut.

Unglaublich ist es, in welchen Massen die Heuschrecken manchmal erscheinen. Wenn sie heranziehen, so bilden sie eine für die Sonnenstrahlen undurchdringliche Schicht, und die Luft verdunkelt sich. Als ich sie zum ersten Male sah, wälzten sich dunkle Massen wie eine schwere, dicht über der Erde dahinziehende Gewitterwolke durch die Luft heran. Dann ertönte ein Brausen wie von nahendem Sturme, das Geräusch der vielen Millionen von Flügelchen, und eine Viertelminute lang waren wir derart umschwirrt, daß uns Hören und Sehen verging. Das Pferd eines zufällig daherkommenden Reiters wurde scheu in all dem Surren und Schwirren, und es war unmöglich, auch nur langsam in einer Richtung vorwärts zu schreiten; denn der Boden

war bisweilen fußhoch mit den krabbelnden Tieren besetzt. Nur Hans, unser zahmer Strauß, stürzte sich mit fröhlichem Flügelschlagen in das Gewimmel und hielt eine Mahlzeit, die ihm herrlich mundete. Erst nach einer halben Stunde erhoben sich die braunen Massen und zogen mit einem frischen Winde nach Westen, aber noch am folgenden Tage konnte man ganze Bergrücken am Abhange des Rhomaschhochlandes braun herüberschimmern sehen, gefärbt von ungezählten Millionen von Heuschrecken. Und wie sah das Land aus, über das der Zug hinweggegangen war! Kahlgefressen, die schönsten Weiden kaum noch imstande, einigen Ziegen ein dürftiges Futter zu bieten. So arg ist die Gier dieser geflügelten Ungetüme, daß sie selbst die ledernen Ochsentäue der Wagen nicht verschonen, und daß sogar ein im Freien aufgehängter Rordrock von ihnen angefressen wurde. Doch sind die jungen, flügellosen „Fußgänger“ noch mehr gefürchtet, da selbst der Wind ihren alles verwüstenden Marsch nicht zu hemmen vermag.

Die Wanderheuschrecke erscheint in ziemlich regelmäßigen Perioden, die durch eine Anzahl heuschreckenfreier Jahre unterbrochen werden. Wenn die Sommerwärme die nach Milliarden zählenden Eier im Sande der Kalaharisteppen ausgebrütet hat und die Tiere von günstigen Winden erfaßt werden, so fallen sie über unser Schutzgebiet her, um erst wieder zu verschwinden, wenn anhaltende Ostwinde sie über die letzten grasbestandenen Striche in das kalte, nebelige Dünenland im Westen, vielleicht auch hinaus in den Ozean getrieben haben, ohne daß ihnen ein Umschlagen des Windes die Rückkehr in das Innere gestattet. Das wenigstens ist die Ansicht der alten Jäger und Händler im Land, und sie hat die Wahrscheinlichkeit für sich.

Dove, Südwestafrika.

52. Schaden der Termiten.

Allen bekannt sind die Termiten und ihre Baue (siehe Tafel 18); aber nicht allgemein bekannt ist es, daß sie nicht Verwandte der Ameisen, sondern eher der Schaben sind.

Es ist nicht übertrieben, wenn wir die Termiten zu den ärgsten Feinden der menschlichen Zivilisation zählen. Nichts ist vor ihren Kiefern und zerstörenden Säften sicher außer Eisen und Stein.

Vor allem ist verarbeitetes Holz in Form von Balken, Brettern usw. ihren Angriffen ausgesetzt. Die Termiten verfahren dabei

gewöhnlich so, daß sie unterirdisch zu dem betreffenden Gegenstande zu gelangen suchen, dann an einer Stelle in ihn eindringen und nun in ihm ihr Zerstörungswerk beginnen. Der Balken wird vollständig ausgehöhlt, wobei aber sorgfältig vermieden wird, daß die äußeren Wände angegriffen oder auch nur verletzt werden. Er sieht daher von außen völlig unversehrt aus; um so größer ist natürlich das Erstaunen, wenn man beim Anlehnen an einen solchen Balken keinen Widerstand findet, sondern einfach hindurchfährt. Bretter, die auf dem Boden liegen, werden von der Unterseite her angegriffen und so weit ausgehöhlt, daß nur ein dünnes Blättchen übrig bleibt. Wenn ein Balken eines Hauses verzehrt ist, so gehen die Termiten in das andere Gebälk über, und es kann vorkommen, daß plötzlich das ganze Haus über den Köpfen der ahnungslosen Bewohner zusammenfällt. So wurde der prächtige, mit riesigen Kosten erbaute Palast des Gouverneurs zu Kalkutta durch Termiten dem Einsturz nahe gebracht, und in St. Helena wurde die ganze Hauptstadt durch zufällig eingeschleppte Termiten zerstört.

Auch die Einrichtungsgegenstände verfallen häufig den Riefen der Termiten. Wenn Wohnungen längere Zeit verlassen werden, so kann es vorkommen, daß die heimkehrenden Besitzer nur noch dünne Häute ihrer Möbel und Bilderrahmen vorfinden, die natürlich bei der leisesten Berührung in sich zusammenfallen. Papier scheint den Termiten besonders zu munden; denn Bücher sind ein beliebter Aufenthalt dieser Tiere. Die Termiten verfahren hierbei genau so wie in anderen Fällen, sie dringen von unten ein, höhlen das Buch aus und lassen nur die äußere Hülle übrig, so daß man den Schaden erst merkt, wenn man ein Buch herausnimmt. Auch Stoffe aller Art, Kleider, Wäsche, Schuhwerk bleiben nicht verschont. So wurden einmal sämtliche Kleider in einem Schrank während 24 Stunden in kleine Fasern zerlegt. Lagerhäuser und Kaufläden haben ebenfalls stark zu leiden, besonders wenn Mehl dort liegt, das eine Lieblingsnahrung der Termiten ist. Doch auch Reis und Getreide verschmähen sie nicht. Sogar Flüssigkeiten gehen durch die Termiten verloren, da sie Fässer angreifen und zum Auseinanderfallen bringen oder Flaschenkorke zernagen.

Daß die Termiten auch Pflanzen heimsuchen, ist sicher; doch wissen wir nicht genau, ob sie ganz gesunde Bäume angreifen oder nur kränkelnde und morsche befallen. Nach Escherich, Die Termiten.

53. Zwei Feinde der Termiten.

Die größte Fertigkeit im Graben besitzen die in ganz Südafrika vorkommenden Erdferkel, die sich in wenigen Augenblicken in die Erde einwühlen können, mag der Boden auch noch so hart sein. Wenn ein Erdferkel an einen Termitenhaufen kommt, beschnuppert es ihn zuerst sorgfältig von allen Seiten; dann geht das Graben los, und das Tier wühlt sich in die Erde, bis es auf den Hauptgang des Nestes gerät. In diesen steckt es seine lange, klebrige Zunge und zieht sie dann mit zahlreichen Termiten bedeckt zurück. Ist es tiefer ins Nest eingedrungen, wo Millionen von Termiten durcheinander wimmeln, so frißt es fast wie ein Hund, mit jedem Bissen Hunderte zugleich verschlingend. So geht es von einem Bau zum anderen und richtet unter den Termiten die größten Verheerungen an. Auch die Schuppentiere (siehe Tafel 19) benutzen in der Hauptsache die Zunge als Termitenfänger. Dieses Tier lebt, wie festgestellt worden ist, überhaupt nur von Termiten.

Diese beiden Säugetiere sind also durch die Vertilgung der alles verheerenden Termiten uns sehr nützlich und verdienen daher die weitestgehende Schonung.

Esch erich, Die Termiten.

54. Der Pilleendreher bei seiner Arbeit.

Ein harmloser Begleiter aller Pflanzenfresser ist ein großer, schwarzer Käfer, der Pilleendreher. Beim Auffinden seiner Nahrung leitet diesen Käfer wohl ausschließlich der Geruchssinn. Man sieht das Tier aus beliebiger Flugbahn plötzlich abfliegen und gegen den Wind aus großer Entfernung schnurstracks ankommen, um plump vor dem frischen Mist, von dem es lebt, niederzufallen. Die Flügel, die ihm zerknittert unter den Flügeldecken hervorthängen, ordnet er schnell und besichtigt seinen Fund, ohne sich mit Fressen aufzuhalten. Dann sucht er, zuweilen weit entfernt, einen geeigneten Grabplatz und geht sofort ans Werk, ohne sich zunächst weiter um den Mist zu kümmern. Er stemmt den Kopf in den Sand, spreizt das letzte Beinpaar weit auseinander, um sich einen Halt zu geben und die beiden vorderen Beinpaare zum Scharren frei zu bekommen. Das erste Beinpaar gräbt; das zweite befördert den losen Sand unter den Bauch, das dritte gibt von Zeit zu Zeit seine Stützhaltung auf und stößt den

Sand weiter nach hinten. Dann dreht sich der Käfer, so daß er seiner Grube jetzt den Rücken zukehrt, steckt Kopf und Brust als Schaufel in den losgescharrten Sand, karrt ihn mit dem Rückenbrustschild heraus und wirft ihn in einiger Entfernung mit kurzem Ruck ab. So arbeitet er, bis die Höhle bei einer Breite von 5 Zentimeter etwa 25 Zentimeter lang ist.

Jetzt erst geht er zu seinem duftenden Funde zurück. Unsicher pflegt er seitwärts abzugehen, bis er in die Strichrichtung des Windes kommt; dann dreht er scharf um, genau wie ein Hund, der Witterung bekommt. Stellt der Mist eine zähe, gefügige Masse dar, so stößt der Käfer den Kopf wie ein Grabscheit ein und tritt mit den Beinen eine Fuhre los. Jetzt haben die Vorderbeine die ganze Last des Körpers zu tragen: das Tier stellt sich senkrecht auf das vorderste Beinpaar, den Kopf tief nach unten, und stemmt sich mit aller Kraft gegen den Mistklumpen; sobald er ins Rollen kommt, schiebt es ihn weiter, rollt ihn damit zur Kugel und hält diese in Bewegung.

Wunderbar ist es, wie zielbewußt er beim Einfahren des Mistes zu Werke geht. Kleine Fuhren läßt er am Eingange des Loches liegen; es lohnt ihm offenbar nicht, sie einzeln einzustopfen; er wartet, bis mehrere beisammen sind. Große Fuhren läßt er vor dem Eingang ab, geht, ohne auch nur einen Augenblick inne zu halten, in das Loch hinein und kehrt mit einer Sandladung zurück, wie wenn er sich im voraus gesagt hätte, daß der vorbereitete Platz zu klein berechnet war.

Jetzt beginnt das Einstopfen. Der Käfer stellt sich wieder auf alle sechs Beine, schiebt die Masse, soweit er kann, mit dem Kopfe voran in das Loch, zwingt sich dann selbst hinein und zieht von innen die Ladung in den Hintergrund. Ist alles eingefahren, macht er eine Pause. Wenn er nicht tief im Inneren der Höhle versteckt ist, kann man ihn dann fressen sehen. Nach einigen Minuten gräbt er von neuem Sand aus, bis er sich endlich im Grunde der Höhle zur Ruhe setzt. Gräbt man ihn jetzt aus, so stellt er sich tot. Ungebetene Gäste hat er dabei immer; Schmeißfliegen besuchen ihn, kleine Fliegen einer anderen Art sitzen ihm fast stets im Nacken. Auch gegen seinesgleichen muß er seine Beute schützen; er legt sich dann quer vor das Loch und tritt den Eindringling beiseite, oder er schlägt ihn mit den Grabfüßen in die Flucht.

L. Schulze, Aus Namaland und Kalahari.

55. Die Wohnungen unserer Eingeborenen.

Die Wohnungen der Eingeborenen von Südwestafrika sind im allgemeinen ziemlich einfach. Als Nomaden legen diese Völker weniger Wert auf bequeme, als vielmehr auf leicht fortzuschaffende Häuser.

Der Buschmann begnügt sich auf der Wanderschaft damit, Äste zusammenzubinden und mit Hilfe eines Ledermantels oder von Graslagen ein Schutzdach herzustellen. In ihren Standlagern bauen sich die Buschleute Windschirme, indem sie biegsame Stäbe in die Erde graben und in gebogenem Zustande zusammenbinden. Dieses Gerüst wird dann mit Gras bedeckt (siehe Tafel 10 I).

Das Hererohaus kann man mit einem Bienenkorbe vergleichen. Das Gerüst wird aus entlaubten, in die Erde gerammten, dicken Ästen gebildet. Es wird mit langem Grase durchflochten und dann noch mit einer dicken Lage von Lehm, Blut und Rinderdung überstrichen. Naht die Zeit der Regenschürme, so schützt der Herero seine Hütte, indem er sie mit Fellen bedeckt und diese mit Steinen beschwert, damit sie der Wind nicht mit sich forttragen kann. In der Mitte des Raumes wird zur Verstärkung des Daches ein gabelförmig verzweigter, dünner Baumstamm eingepflanzt, von dem hier und da noch Querhölzer nach verschiedenen Seiten abgehen; in halber Höhe ist die Wandung durchbrochen, um dem Rauch Abzug zu gestatten. Eine Anzahl solcher Hütten nennt man eine Werft (siehe Tafel 10 II).

Früher, als die Herero noch ein reiches Hirtenvolk waren, waren die Werften von Dornenhecken umgeben. Betrat man eine Werft durch den nach Norden gerichteten Eingang, so sah man in der Mitte der kreisrunden Anlage den Kälberkral und östlich davon einen großen Aschenhaufen mit einem kleinen, schwach glimmenden Feuer, dem heiligen Feuer des Stammes. Zwischen dem Kral und dem Aschenhaufen stand ein großer, verdorrter Ast des Omumborombonga oder Ahnenbaumes, auf dem nach der Sage der Herero die ersten Menschen gewachsen sind. Die sämtlichen Hütten standen in einem einfachen Kreis um den Kälberkral herum.

Weniger Sorgfalt verwenden die Hottentotten auf die Herstellung ihrer Wohnungen. Auch ihre Hütten sind halbkugelförmig und bestehen aus einem Gerüst von Dornenzweigen, das mit geflochtenen Matten oder Fellen behängt wird.

Nach Passarge, Südafrika, und Schinz, Südwestafrika.

56. Das heilige Feuer der Bergdamara.

Wir kommen in eine Werft der Bergdamara. Frauen und Kinder sind ins Feld gegangen, um Kost zu suchen. Einige Männer mit schon ergrauten Haaren sitzen an einem kleinen Feuerchen. Es fällt uns kaum auf, daß der Speisetopf fehlt, und wir wundern uns nicht darüber, daß die Sonne bereits warm genug scheint und ein Feuerchen wohl entbehrlich wäre. Schweigend geht die Pfeife von Mund zu Mund.

Wer ahnt es, daß wir am heiligen Feuer, am sogenannten Sochafeuer, vorbeigegangen sind, und daß die rauchenden Männer in ihrer Weise die vierte Bitte beten: „Unser täglich Brot gib uns heute“? Nach ihrem Glauben würden nämlich die Feldkost suchenden Frauen und Kinder keinen Erfolg haben, wenn nicht sie, die Dorfältesten, während dieser Zeit rauchend am heiligen Feuer säßen.

Im Monat Januar war es, im großen Monat, wie die Bergdamara sagen. Am Abendhimmel erschien die schmale Mondsichel zum ersten Male. Da ging jener alte runzlige Mann mit den weißen Haaren, der der Hüter des Sochafeuers ist, hin und löschte sein Feuer aus, das er das ganze Jahr hindurch nicht hatte ausgehen lassen. Und als am anderen Morgen der Tag graute, nahm er sein Feuerzeug, bestehend aus einem Quirlstock und einer hölzernen Unterlage, zur Hand und setzte sich an eben diese Stätte, die wir sahen, eifrig bemüht, durch schnelles Hin- und Herquirlen Feuer zu entzünden, wie er es von den Alten gesehen hatte. Er besitzt zwar einen Feuerstein mit Schlagring, auch hat sein Sohn, der auf einer Farm arbeitet, ihm am Sonnabend eine Schachtel Streichhölzer mitgebracht. Aber beide Gegenstände, so sehr er sie sonst auch schätzt, verschmährt er heute; er will ja jetzt mit dem Beginn des großen Monats das Sochafeuer des neuen Jahres entzünden. Und während seine alten Hände eifrig arbeiten, entfahren seinem Munde wunderliche Laute. Er betet in seiner Sprache:

O du großer Mond!

Ich möchte in diesem Jahre eine Giraffe schießen!

Ich möchte in meiner Falle einen Elefanten erlegen!

Ich möchte einen Springbock fangen!

Ich möchte reichlich Feldkost essen!

Ich möchte den Honig der Bäume genießen!

Ich möchte den Honig der Erde ausgraben!

Laß mich durch dich wohl leben in diesem Jahre!

O Mond, du großer!

In welche Zeit versetzt uns dieser Spruch? Wie mag es in unserem Land ausgesehen haben, als die Alten noch einige Ausichten hatten, die Erfüllung ihrer Wünsche zu sehen!

Jetzt raucht es unter dem Quirlstock. Behutsam wird zerriebener trockener Dünger herangeschoben. Er quirlt weiter. Der Rauch wird stärker; jetzt zeigt sich ein Funken. Durch Blasen wird der Funke zur Flamme entfacht. Das heilige Feuer brennt. Die Sonne erscheint im Osten. Die Werftbewohner sind erwacht. Aus allen Hütten kommt jemand, um heute ein Hausfeuerchen am heiligen Feuer zu entzünden: so will es die alte Sitte.

Bedder (Evangelisches Gemeindeblatt).

57. Die Religion der Herero.

Die Herero haben zwei Namen für Gottheiten: Ndyambi Karunga und Mukuru. Der Ndyambi Karunga ist die im Himmel lebende Gottheit, der Schöpfer der Menschen und aller Dinge, der Vater des Lebens. Er ist ein guter Geist, voll Liebe und Güte gegen die Menschen. Er hat sich aber in den Himmel zurückgezogen und die Erde den Dämonen, d. h. den Geistern der Verstorbenen, überlassen. Früher wurde er verehrt und in Zeiten der Not angerufen. Jetzt aber hat man ihn fast vergessen. Immerhin rufen die Herero, wenn ihnen ein unerwartetes Glück zugestoßen ist, zuweilen seinen Namen aus.

Der Mukuru dagegen ist der Vertreter des Stammes, der Urahne, von dem alle Mitglieder des Stammes herkommen. Jeder Stamm hat also seinen eigenen Mukuru, und sein Vertreter auf Erden ist der jeweilige Häuptling (siehe Tafel 12). Die Toten leben als Geister fort, und zwar sind es böse Dämonen, die den Menschen schaden und namentlich des Nachts ihr Anwesen treiben. Durch Gebet und Opfer muß man sie versöhnen und ihre Gunst gewinnen. Ihnen heilig ist ein Baum, die Eiche Südafrikas, der Omumborombonga. Das Heiligtum des Stammes ist die Otyia. Diese besteht aus einem Bündel von Stöckchen. Jedes Stäbchen stellt einen verstorbenen Häuptling dar, und wenn ein solcher stirbt, so wird ein neues Stäbchen dem Bündel hinzugefügt.

In der Werft des Häuptlings befinden sich der Opferaltar und ein Zweig des Ahnenbaumes. Der Häuptling verrichtet an dem

Altar Opfer bei den verschiedensten Gelegenheiten, z. B. bei Geburten, Todesfällen und Krankheiten.

Sehr merkwürdig ist der Feuertienst der Herero. In der Werst des Häuptlings brennt ein heiliges Feuer, das dauernd unterhalten werden muß, und zwar ist eine Tochter des Häuptlings für diesen Dienst bestimmt. Geht das Feuer einmal aus, so bedeutet das ein schweres Unglück, das dem Stamme droht. Es darf nur mit den beiden heiligen Feuerstöcken, die in der Otyia enthalten sind, wieder angezündet werden. Erlischt das Feuer ganz und wird nicht mehr angezündet, dann erlischt auch der Stamm. Er geht zugrunde, und seine Mitglieder verteilen sich unter andere Stämme.

Passarge, Südafrika.

58. Der starke Elefant und die schwache Schildkröte.

Eine Fabel der Herero.

Einmal stritten der Elefant und der Regen miteinander. Der Elefant sprach: „Du sagst, du ernährst mich? Womit denn? Du kommst ja nie!“ Darauf antwortete der Regen: „Wenn du sagst, ich ernähre dich nicht, so will ich einmal ganz fortziehen; dann wirst du sehen, was aus dir wird.“ Der Regen zog nun fort. Da bekam der Elefant Angst, und er sagte zum Geier: „Laufe schnell und hole den Regen wieder!“ Der Geier aber antwortete: „Das fällt mir gar nicht ein.“ Darauf bat der Elefant die Krähe: „Laufe schnell und hole den Regen wieder!“ Die Krähe tat es, und es fing bald an, heftig zu regnen, so daß die Wasserlöcher voll wurden. Doch sie trockneten bis auf eins bald wieder aus. An dieses Wasserloch stellte der Elefant eine Schildkröte und sagte zu ihr: „Bewache dieses Wasserloch gut, daß es nicht ausgetrunken wird; ich will auf die Jagd gehen.“ Als der Elefant fort war, kam eine Giraffe und sagte: „Schildkröte, laß mich trinken!“ Die Schildkröte aber erwiderte: „Nein, das Wasser gehört dem Elefanten.“ Dann kamen nacheinander ein Zebra, ein Gemsbock, ein Büffel, ein Springbock und ein Schakal. Alle baten um einen Schluck Wasser; doch die Schildkröte antwortete immer: „Nein, das Wasser gehört dem Elefanten.“

Zuletzt kam der Löwe und sagte: „Du kleines Schildkrötlein, gib mir Wasser!“ Doch ehe die Schildkröte antworten konnte, biß

er sie und schleuderte sie auf die Seite. Dann trank er, und nach ihm tranken alle anderen Tiere, so daß kein Tropfen Wasser mehr übrig blieb. Darauf liefen alle Tiere wieder davon.

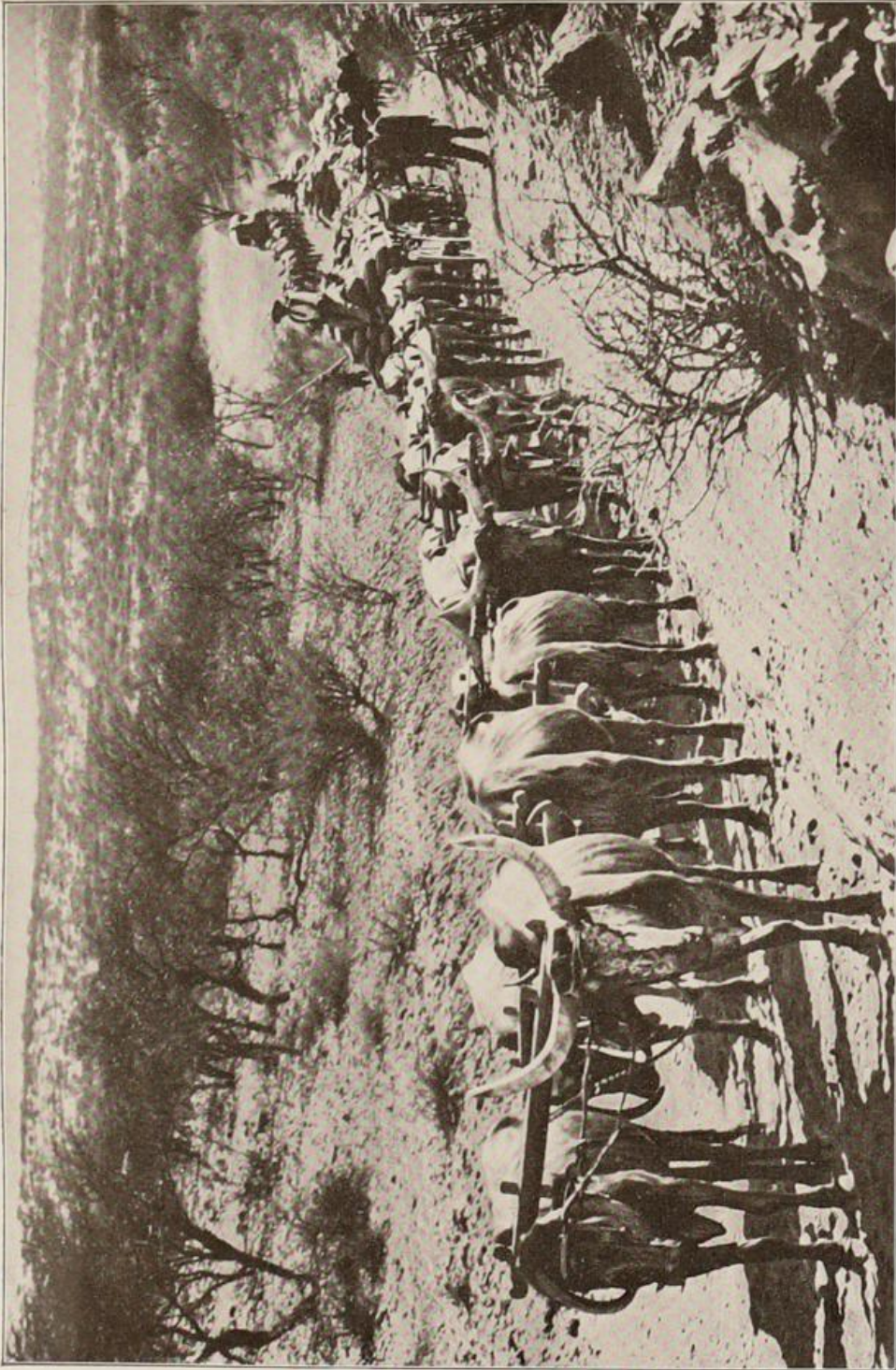
Als der Elefant von der Jagd zurückkam, wollte er trinken. Er sah das leere Wasserloch und fuhr die Schildkröte an: „Wo ist das Wasser geblieben?“ Die Schildkröte antwortete: „Die Tiere des Feldes waren hier und haben es getrunken.“ Da wurde der Elefant böse und sagte: „Befahl ich dir nicht, das Wasser zu bewachen? Zur Strafe werde ich dich auffressen.“ Die Schildkröte sprach: „Tue es nur!“ Der Elefant verschlang die Schildkröte. Als sie nun im Bauche des Elefanten war, riß sie ihm Herz, Leber und Nieren ab. Unter vielen Schmerzen mußte der Elefant sterben. Die Schildkröte aber kroch aus seinem Bauche heraus und ging davon.

Übersetzt von Dannert.

59. Geräte und Waffen der Herero.

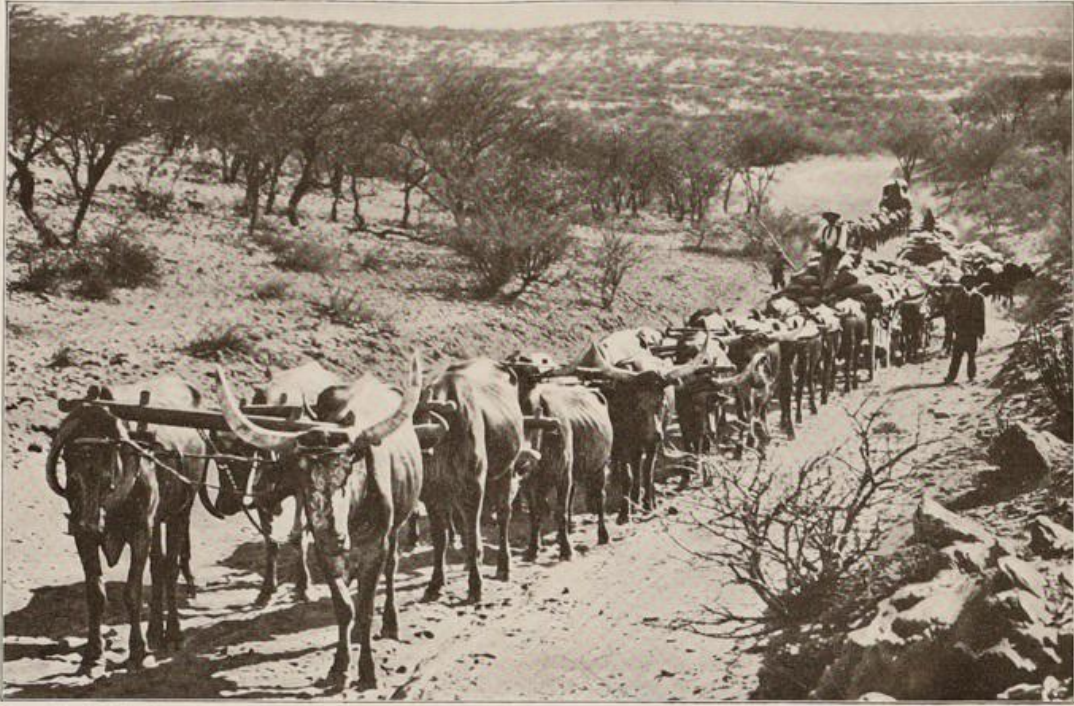
In den Hütten der Herero befinden sich viele hölzerne Milchgefäße, Löffel, Flaschenkürbisse, Milchtrichter und flache Gefäße. Ein weitbauchiger, irdener Topf dient als Kochgeschirr, kleine, zylinderförmige Becher aus Ochsenhörnern, deren Boden und Deckel mit Leder überspannt sind, braucht man zur Aufbewahrung der Salben, während runde, ganz aus Fell verfertigte und mit Kuhmist überstrichene Gefäße das Fett enthalten. Die Holzgefäße werden mittels einfacher Messer hergestellt. Das Holz entstammt verschiedenen Dornbäumen, und die Messer kaufen die Herero entweder von den schmiedekundigen Ambostämmen oder verfertigen sie selbst aus alten Wagenreifen. Die Kunst der Töpferei scheint ihnen ebensowenig wie die Verarbeitung von Erzen eigen zu sein, ja, sie verachten im Gegenteil jedes derartige Handwerk und ziehen es vor, den sie von Zeit zu Zeit besuchenden Ovambo die Arbeit teuer zu bezahlen.

Die Hauptwaffe des Hererokriegers war früher der Speer; der bald eiserne, bald hölzerne Schaft trägt an seinem Ende eine spannenlange Spitze aus weichem Eisen. Die Waffe ist so schwer, daß sie eigentlich mehr zum Stoß als zum Wurf geeignet ist. In halber Höhe ist der Schaft mit einer Ochsenchwanzquaste verziert, die beim Kriegsspeer von weißer Farbe sein mußte.



Phot. Mint, Windhut.

Ochsenwagen.



Phot. Nint, Windhof.

Ochsenwagen.

Safel 13.



Klippböckchen.



Phot. Ninf, Windbut.

Gemsbock.

Viel gefährlicher als der Speer ist in der Hand des Herero der Kirri, ein kurzer Stock aus hartem Holze mit faustgroßem Kopfstück, den der Eingeborene stets bei sich führt. Er ist im Werfen desselben so geübt, daß er nur selten einen auffliegenden Vogel oder eine aufgeschreckte Antilope verfehlt. Schon mehr als einmal hat der Kirri den Ausschlag im Kampfe gegeben; von kräftiger Hand geschleudert, zerschmettert er unfehlbar den Schädel des Betroffenen. Die Herero bedienen sich niemals des Schildes, obgleich ihnen dessen Gebrauch nicht unbekannt geblieben ist. Früher mögen sie wohl allgemein Bogen und Pfeil geführt haben, die aber seit der Einfuhr von Gewehren nur noch in den Händen von Kindern und armen Viehhirten gesehen werden. Die Pfeile sind stets unvergiftet.

Schinj, Südwestafrika.

60. Leben der Feldherero in der Gegenwart.

Die noch freien Herero, die meist entlaufene Arbeiter und entflozene Gefangene sind, leben im Sandfelde, wie früher die armen Ovattimba. Sie sind aus einem Hirtenvolk ein Jäger- und Sammler-
volk geworden, haben also in ihrer Entwicklung einen Schritt rückwärts getan.

Ihre Wersten errichten sie 5—6 Kilometer von den Wasserstellen. Diese Wohnheit werden sie aus der Zeit beibehalten haben, als noch viel großes Raubwild im Lande war, welches nachts an die Wasserstellen kam. Angelegt werden die Wersten stets in den fast undurchdringlichen Sakkiesbüschen, in welche die Bewohner beim Nahen einer Gefahr fliehen, ohne daß es möglich ist, ihnen mit Pferden zu folgen, und zu Fuß sind sie natürlich in dem ihnen vertrauten Gelände erst recht nicht einzuholen. Werden die Eingeborenen beunruhigt, so bauen sie ihre Pontoks nur aus Zweigen und Rinde im dichten Busch. An einer solchen Behausung kann man auf einige Schritte Entfernung vorbeireiten, ohne sie zu bemerken, so wenig heben sie sich von ihrer Umgebung ab.

Die Sorge für den Lebensunterhalt ist so verteilt, daß das Wasserholen und das Sammeln der Feldkost Sache der Weiber und Kinder ist, während die Männer die Jagd ausüben. Sind nicht genügend Blechgefäße vorhanden, so wird das Wasser in Schläuchen von Steinbockfell oder in Straußeneiern von den entfernten Wasser-

stellen geholt. Man darf aber nicht glauben, daß keine Eingeborenen im Felde sind, wenn man keine Spuren am Wasser findet. Viele nehmen die nötige Feuchtigkeit nur aus den Wasserwurzeln.

Während sich bei Morgengrauen Weiber und Kinder zum Wasser begeben oder Feldkost suchen, sehen die Männer nach ihren Fangpüßen und Fangkrallen. Die Fangpüßen sind runde, meist in den Kalk gehauene Löcher von zwei Meter Tiefe. Diese Löcher werden mit Gras und Reisig leicht zugedeckt, so daß sie von der Umgebung nicht zu unterscheiden sind. Sie werden an den Brackplätzen angelegt, wo sich das Wild von allen Seiten hinzieht. Tritt ein Tier auf eine solche Grube, so stürzt es hinein. Die große Zahl der Gemshochhäute und Straußenfedern, die man in den Werften findet, zeugt von der Ergiebigkeit dieser Fangart. Kleinswild, wie Steinbock, Ducker, Pau, Perlhuhn und Gackelhuhn, wird in Schlingen gefangen. Es werden lange Dornhecken, die Fangkralle, errichtet, in denen stellenweise sich Durchlässe befinden. In diesen werden Schlingen angebracht. Besitzen die Eingeborenen Hunde, so jagen sie auch mit diesen. Die kleinen, sehr scharfen Raffenhunde stellen sogar den Leoparden, den ihr Herr gewandt mit Keule oder Speer erlegt. Man findet in jeder Werft Leopardenfelle.

Wenn sich am Abend die Eingeborenen wieder versammeln, wird geschmaust und, besonders bei Mondschein, bis tief in die Nacht hinein getanzt. Am eifrigsten sind dabei die Weiber, die unermüdlich den Takt mit den Händen klatschen. Auch werden bei solchen Gelegenheiten die alten Helden der Herero besungen.

v. Gerßdorff (in den Windhuker Nachrichten).

61. Die Südkalahari.

Das große Flachland an unserer Ostgrenze heißt die Kalahari. Sie umfaßt das Sumpfland am Okavango, das Sandfeld (Omabeke) und die südlich davon gelegene Dünenlandschaft. Früher nannte man nur diesen letzten Teil Kalahari.

Die Dünen sind ungeheure Sandmassen, die sich in langen, parallelen Ketten hinziehen. Ihre Farbe ist rötlich. Sie sind fünf bis zehn Meter hoch. Manchmal liegen sie dicht nebeneinander, manchmal sind sie eine halbe Stunde voneinander entfernt. Alle

Dünen haben dieselbe Richtung, von Nordwest nach Südost, senkrecht zu dem herrschenden Winde. Die unabsehbaren Sandwellen sind mit nahrhaftem Gras und vielen Büschen bedeckt. Die Täler zwischen den Dünen bestehen aus hartem Tonboden, in dem stellenweise die Kalkunterlage zutage tritt. In diesen Tälern stehen auch Bäume, die bisweilen zu kleinen Gehölzen zusammentreten.

Das Dünengebiet ist mit Ausnahme einiger Flußtäler wasserlos. Drei große Riviere, der Nuob, der Elefantensfluß und der Nosob, laufen fast parallel zueinander. Sie sind tief in den darunter liegenden Kalk eingeschnitten. Am Nuob liegt 100 Kilometer östlich von Gibeon die Station Gochas. Oberhalb Gochas weist das Tal des Nuob noch eine Reihe von offenen Wasserstellen auf, während es weiter unterhalb nur noch wenige gibt. Auch die beiden anderen Riviere sind in der Trockenzeit wasserarm.

Sobald die ersten starken Regen fallen, verwandelt sich das Landschaftsbild fast wie mit einem Zauberschlage. Die Bäume und Sträucher, die bisher trocken und blattlos dagestanden hatten, ziehen in wenigen Tagen ein grünes Kleid an und schmücken sich mit farbenreichen Blüten. Der Boden bedeckt sich mit einem Teppich von Blumen, während das Gras erst etwas später hervorsproßt. Gleichzeitig erwacht das Tierleben in ungeahnter Fülle, vor allem das Insektenleben. Schmetterlinge, Bienen, Fliegen, Käfer, Spinnen, Heuschrecken und Grillen treten in großer Zahl auf. Reptilien und Amphibien erwachen aus ihrem Winterschlaf und verlassen den Schlamm und die Erdlöcher, in denen sie die Trockenzeit überstanden. Tausendstimmig erschallt das schrille Trillern der Baumfrösche an den Bleyß, die sich mit Wasser gefüllt haben, oder das dumpfe Brüllen der Ochsenfrösche. Auch die große Tierwelt gerät in Bewegung. Am Ende der Trockenzeit sind die meisten Säugetiere an den wenigen Wasserstellen mit dauerndem Wasser zusammengedrängt. Sehnsüchtig warten sie auf den Augenblick, wo starke Regen die Bleyß in den Sandfeldern füllen. Dann ziehen sie hinaus und verbreiten sich in den reichen Weidegebieten der gewaltigen Steppen.

Wenn dann die Trockenzeit beginnt, die Bleyß austrocknen, die Pflanzenwelt abstirbt oder in Winterschlaf verfällt, dann wird ein großer Teil der Tiere zum Rückzug an die Wasserplätze gezwungen. Andere halten noch lange in der Steppe aus, wie Gemisbock, Giraffe, Hartebeest, Ducker und Steinböckchen. Sie leben dann von saftigen

Knollen, die sie ausscharren, oder von Melonen. Allein am Ende der Trockenzeit werden doch viele von ihnen zur Flucht aus der unwirtlichen Steppe gezwungen. Nach Passarge, Südafrika.

62. Ein Kamelritt in der Kalahari.

Ein größerer Ritt in der Kalahari kann nur auf Kamelen unternommen werden (siehe Tafel 2). Die in der Kalahari stehende Schutztruppenkompagnie ist daher mit Kamelen versehen. Eine Reise auf dem Rücken der Tiere beschreibt uns ein Feldwebel von dieser Kompagnie:

Der Marsch in die Steppe wird angetreten. Am Reitsattel werden die Lebensmittel und das Wasser für eine Woche angebracht, die Lebensmittel in den Paktaschen, das Wasser in besonderen Gefäßen. Auch Packkamele werden mitgeführt. Sie tragen die Lebensmittel für noch eine Woche. Die Kamele bekommen in dieser Zeit kein Wasser. Sind Esamas vorhanden, so werden sie zerschnitten und den Reittieren vorgeworfen. Die Marsche werden meist in der Nacht zurückgelegt. Die Kamele gehen in der Nacht sehr sicher, dazu auch schneller als am Tage. Bei Sonnenuntergang wird gesattelt. Darauf marschiert man vier bis sechs Stunden. In einer Stunde kann man sechs bis zehn Kilometer zurücklegen. Man darf die Tiere aber nicht zu sehr antreiben, da sie dann bald versagen. Nach dem Marsche wird abgesattelt; das Kamel wird an den Vorderbeinen gespannt. Mit großem Behagen legt es sich nieder und kaut das am Tage aufgenommene Futter wieder. Nach einigen Stunden wird der Ritt fortgesetzt. Kein Wort wird gesprochen. Von der Abteilung ist auch am Tage wenig zu sehen. Die braune Uniform des Reiters und das braune Fell des Tieres heben sich von dem rotbraunen Dünenfande kaum ab. In Gedanken, vielleicht auch etwas müde, sitzt der Reiter auf seinem Tiere. In der Ferne heult eine Hyäne, und ein aufgeschreckter Nachtvogel flattert schreiend zum nächsten Busch. Der Marsch ist sehr anstrengend. Die Hitze am Tage und die Kälte in der Nacht sind viel größer als in der übrigen Kolonie. Jeder freut sich, wenn endlich der Befehl gegeben wird: „Halt! Absatteln!“ Alle recken die steif gewordenen Glieder. Die Kamele suchen sich nun ihr Futter, und die Reiter stellen ihre Kochgeschirre ans Feuer. Nur zwei Liter Wasser am Tage bekommt

jeder. Da muß sparsam gewirtschaftet werden. An Waschen ist dabei nicht zu denken.

Die Müdigkeit nach dem anstrengenden Marsche macht sich schnell fühlbar. Unter einem riesigen Kameldornbaume sucht sich ein jeder sein Lager. Die Sonne steht fast senkrecht über ihnen. Auch die Kamele suchen Schutz vor den versengenden Strahlen. Alles schweigt und schlummert. Nur die Wache schreitet um das Lager, um es vor feindlichen Überfällen zu schützen.

Kaiser.

63. Aus dem Leben der Betschuanen.

An der Ostgrenze wohnten zur Zeit der Besitzergreifung des Landes durch die Deutschen zahlreiche Betschuanen. Heute treffen wir nur noch einige hundert Köpfe dieses Stammes im Distrikt Gobabis an.

Die Betschuanen sind meist Ackerbauer, weniger Viehzüchter. Bezeichnend dafür ist der Ausdruck, den sie für ihre Nahrung haben; sie sagen: „Wir leben vom Fette der Erde.“ Ihr Bestreben geht dahin, möglichst große Gärten und Felder anzulegen. Der rote Sand ihres Landes ist sehr fruchtbar und bringt bei genügendem Regenfall reiche Ernten hervor. Die Betschuanen säen Mais, Bohnen, Kaffernkorn, Hirse, Melonen und Kürbisse. Die Feldarbeit sehen sie als eine ehrenvolle Beschäftigung an, während es jeder Mann unter seiner Würde hält, Vieh zu hüten. Große Fertigkeit zeigen die Betschuanen im Nähen der Felldecken. Auch als Händler waren sie früher unter den anderen Eingeborenen bekannt. Sie zogen mit ihren Waren bis nach Okahandja und an den Waterberg.

Die Wohnhäuser der Betschuanen sind groß und geräumig, entweder viereckig oder rund. Die Wände bestehen aus Holz und Rohr, deren Verputz, eine Mischung von Kuhmist und Lehm, sehr hart wird. Das Dach ist spitz und wird aus Riet und Gras hergestellt. Ein solches Dach läßt keinen Regen durch. Der Hof um das Haus ist mit Lehm und Kuhmist sauber gedielt. Den Hof umschließt eine fest geflochtene Hecke, die dicht und hoch genug ist, um Außenstehenden einen Blick in den Hof zu verwehren. Hier im Hofe werden die meisten Arbeiten verrichtet. Auch stehen hier die dickbauchigen Töpfe, in denen die Vorräte aufgehoben werden.

Durch ihre Ehrlichkeit zeichnen sich die Betschuanen vor allen anderen Eingeborenen aus. Ein Diebstahl kommt sehr selten vor.

Auch ist ihre Reinlichkeit zu rühmen. Die Wohnungen werden täglich mehrmals gekehrt, und nie wird ein Betschuane Nahrung zu sich nehmen, ohne sich vorher die Hände zu waschen. Kriegerische Tugenden gehen ihnen dagegen ab. Nur zur Verteidigung ihrer Heimat und zur Jagd nehmen sie die Waffen in die Hand.

Heute sind die meisten Betschuanen Christen. Das Christentum lehrte sie Gerechtigkeit, Treue und Barmherzigkeit und milderte ihre früher so wilden Sitten.

P. Weiler.

64. Eine Jagd der Buschmänner.

(Siehe Tafel 11.)

Die Jäger haben die Brackpfanne erreicht. Etwa 20 Gemsböcke (siehe Tafel 14) haben nachts „gebracht“ und sind nach Osten abgezogen. Die Spuren zeigen das deutlich. Ein Kriegsrat wird abgehalten. Einige Leute sollen in der Richtung der Grenze Posten stehen und die Gemsböcke gegebenenfalls zurückscheuchen. Andere sind dazu bestimmt, anzuschleichen und zu schießen. Diesen schließen wir uns an.

Der kräftige Ostwind ist günstig, denn wir gehen gegen den Wind. Eine halbe, eine ganze Stunde ist verstrichen, da öffnet sich der Busch. Eine Grasfläche von einigen hundert Metern dehnt sich aus, und dort stehen auch die Gemsböcke und weiden arglos das Gras ab. Ein prächtiger Anblick, solch eine Herde! Von dem rötlichgrauen Fell heben sich die schwarzen Streifen der Flanken und des Kopfes ab. Die langen, geraden Hörner ragen hoch in die Luft, wenn das Tier frisst, schmiegen sich aber dem Rücken an, wenn es die Nase hebt und wittert.

Jetzt heißt es sich heranschleichen. Wir folgen einem der Jäger. Er bückt sich tief hinab, so daß sein Rücken von dem über kniehohen Grase bedeckt wird, und läuft, die Tiere unausgesetzt beobachtend, auf den Busch zu. Sobald diese aufsehen, fällt er nieder. Wenn sie fressen, läuft er, so schnell er kann, vorwärts.

Drei, vier Sprünge hat der Buschmann gemacht, ein bergender Busch ist erreicht; er liegt still da und ruht sich aus, etwa 200 Meter von den Tieren entfernt. Sie stehen sehr ungünstig, kein Busch, kein Strauch, der dem anschleichenden Buschmanne Deckung bringen könnte, nur niedriges Knäuelgras. Geduldig wartet er in seinem Versteck. Seinen Genossen ist es nicht besser gegangen.

Es mag 10 Uhr morgens sein. Über eine Stunde schon liegt der Buschmann regungslos im Gebüsch, die Sonne brennt glühend heiß, die Fliegen sind unaussetzlich, aber er rührt sich nicht. Die Gemsböcke nähern sich grasend einigen breitästigen Schirmakazien, in deren Schatten sie die Mittagshize überstehen wollen. Einige niedrige Büsche stehen zehn Schritt von den Akazien, für unseren Buschmann günstig. Im Liegen greift er nach dem Köcher auf seinem Rücken, zieht einige Pfeile heraus, steckt die Knochenspitzen um, faßt die Schäfte mit der Linken, den Bogen mit der Rechten; nun beginnt er zu kriechen. Stundenlang windet er sich zwischen den Grasbüscheln hin. Jeder trockene Zweig wird sorgfältig fortgelegt. Läßt sich das nicht machen, so muß er ihn im Bogen umgehen. Zahlreich sind derartige Hindernisse, sowie Löcher von Erdferkeln, Nester bissiger Ameisen, eine Schlange u. a.

Endlich, nach mehreren Stunden, ist er am Ziel, an dem Busche, zehn Schritt von den ahnungslosen Tieren entfernt. Da liegen einige im Schatten und schlafen, andere aber schauen aufmerksam in die Ferne. Diesen Augenblick benutzt unser Buschmann. Langsam schiebt er den linken Arm mit dem Bogen vor, die Rechte setzt den Pfeil in die Kerbe, zieht langsam an und läßt los. Leise schwirrt die Sehne, der Pfeil ist einem nur wenige Schritt entfernten Weibchen in die Weichen gefahren; es springt in die Höhe, alles gerät in Bewegung und trabt davon. Die verscheuchte Herde, die ihren Gegner immer noch nicht gesehen hat, naht sich dem Versteck eines anderen Buschmannes. Ein zweiter Pfeil fliegt, ein dritter folgt auf vierzig Schritt Entfernung, richtig, er sitzt, gerade in der Keule. Das Tier schüttelt sich, als würde es von einer Nadel gestochen, und nun sind alle im Gebüsch verschwunden.

Die Tiere sind fort. Hier hebt sich ein Kopf, dort folgt ein zweiter. Die Buschmänner kehren zu ihren abgelegten Sachen zurück und begeben sich auf den Heimweg. Sie übernachteten im Lager; mit Morgengrauen sind sie bereits unterwegs und gehen sofort zu der Stelle, wo sie die Tiere gestern angeschossen haben. Man folgt ihren Spuren etwa eine Stunde lang. Da zeigt einer der Buschmänner auf einige ferne Vögel, die mit breit ausgespannten Flügeln durch die Luft gleiten. Nun vorwärts! Die Schar setzt sich in Trab, alle Vorsicht außer acht lassend. Es gilt, den Nasgeiern die Beute zu entreißen. Schon längst hat eine Spur die Aufmerksamkeit erregt,

die eines Tieres, das anscheinend wiederholt zurückgeblieben war und wieder nachgelaufen ist. Sie zweigt sich bald allein ab, und bereits nach wenigen Minuten schwirren plötzlich Duzende von Naszvögeln auf. Zu spät! Nachts ist das schwer verwundete Weibchen schon gestorben. Hyänen haben es zerrissen, Schakale und Geier den Rest geholt. Die spärlichen Fleischstücken werden gesammelt, und nun geht es zur Hauptspur zurück.

Jetzt setzt man noch die Hoffnung auf das leichtverwundete Tier. Die Spuren schlagen die Richtung auf die Brackpfanne ein. Die Pfanne wird erreicht und von einem Versteck aus gemustert. Dort lecken einige Zebras, dort verschwinden einige Strauße im Gebüsch, dort stehen auch die Gemsböcke. Einer steht abgesondert, ganz still. Das scharfe Auge des Buschmannes hat längst gesehen, daß es das verwundete Tier ist, hat sogar bemerkt, daß es bereits recht steifbeinig geht, also an Krämpfen zu leiden beginnt.

Man muß noch warten. Es ist Mittag. Man liegt im Schatten, sucht einige Knollen und kümmert sich nicht um die Gemsböcke.

Die Sonne beginnt sich stärker zu senken, da brechen die Buschmänner auf und folgen rasch der Spur. Dort im Schatten jener hohen Bäume war die Rast der jetzt bereits wieder wandernden Gemsböcke. Wenige Minuten hinter denselben steht ein einzelnes Tier, das verwundete Männchen, ein Anblick zum Erbarmen. Die Beine sind steif gestreckt, Hals und Schwanz sind lang ausgereckt. Die Haare stehen wie Borsten ab. Es stöhnt laut auf, schreit und will entfliehen. Mit Jubelgeschrei stürzt sich die Meute auf ihr Opfer und stößt es mit den Speeren nieder. Nun wird es abgezogen und zerlegt. Die Stücke werden zum Lager gebracht, und nun geht es die ganze Nacht festlich zu.

Hier braten über den lodernnden Feuern große, an Stangen gespießte Fleischstücke, dort hocken einige umher und verschlingen ungeheure Portionen des halbrohen heißen Fleisches und nagen schmatzend mit den Zähnen die Knochen ab, selbst mit Blut und Fett besudelt. Ist man gesättigt, so beginnt erst recht die Lustbarkeit unter Singen, Tanzen und Händeklatschen. So wechseln die ganze Nacht hindurch Tanz und Schmauserei ab, bis alles verzehrt ist und der Körper vor Müdigkeit nicht weiter kann.

Passarge, Die Buschmänner der Kalahari.

65. Spuren einer alten Kultur.

In der Nähe von Ghaub, südlich von Tsameb, liegt die Wasserstelle Nobis, ein 300 Meter langes Rivier, das aus einem höher gelegenen Sammelbecken zur Regenzeit gespeist wird. Das abstürzende Wasser hat im Humusboden üppigen, meterhohen Pflanzenwuchs erzeugt. In diesem Rivier und östlich davon findet man 200—300 ins harte Gestein eingeschnittene Wildspuren, die so angeordnet sind, daß man anfangs glaubt, das Wild habe sie in weichen Fels getreten. An Spuren treten auf Böcke, Ducker, Gnu, Eland, Zebra, Büffel, Nashorn, Leopard, etwa vierzig verschiedene Tiere, ferner zwei Menschenspuren von auffallender Zierlichkeit, die noch heute ein Rassenmerkmal der Buschleute ist.

Man hält die Spuren für Buschmannskunst. Die meisten der 3—5 Millimeter tief eingehauenen Spuren befinden sich unmittelbar am Rivierwasser, wo also die Künstler am Wasser und im Schatten der Felsen und der hohen Bäume ihrer Kunst nachgingen.

Diese Zeichnungen sind wohl das älteste kulturgeschichtliche Denkmal unserer Kolonie. Sie zeigen, daß die damaligen Siedler der Otaviberge auf wesentlich höherer Kulturstufe standen, als unsere heutigen Eingeborenen. Über Alter und Zweck der Darstellungen läßt sich schwer etwas sagen. Von den jetzt dort lebenden Eingeborenen (Buschleuten, Bergdamara und Hottentotten) hat keiner eine Erinnerung an diese Zeichnungen; die meisten wissen nicht einmal ihr Vorkommen. Nordwestlich von dieser Stelle sollen noch mehr dieser Spuren sein.

Flaschamp (im Kolonialblatt).

66. Buschmannzeichnungen.

Über ganz Afrika verstreut, auch an mehreren Stellen in unserem Lande, finden sich die sogenannten Buschmannzeichnungen (siehe Tafel 20), meist in Gebirgen mit glatten Felswänden. Sie stellen Szenen aus dem Tier- und Menschenleben dar, die zum Teil recht naturwahr sind. Einige Zeichnungen sind in Felsen eingemeißelt, andere sind farbig ausgeführt. Manche Forscher legen diesen Zeichnungen ein Alter von vielen tausend Jahren bei, andere behaupten, daß sie vielleicht nur einige hundert Jahre alt sein mögen. Für die einen sind sie ein Beweis, daß die Buschmannrasse wohl die älteste menschliche Rasse ist, und daß sie, nach den Spuren zu schließen, sich in vor-

geschichtlicher Zeit nicht nur über ganz Afrika, sondern auch über Teile von Europa und Vorderasien ausgebreitet hat. So schreibt der südwestafrikanische Geschichtschreiber Dr. Mc. Call Theal in einem Brief an Herrn Missionar Wandres:

„Ich habe die Sache der Buschmänner mit vielen hervorragenden Gelehrten in Europa und Südafrika besprochen und ihre Werkzeuge und ihre Kunst mit denen anderer Völker Afrikas und Europas verglichen. Wir sind zu dem Schlusse gekommen, daß die Buschmänner eine sehr alte Rasse darstellen, welche nicht nur ganz Afrika bevölkerte, sondern auch Teile von Europa und Asien. Sie wissen wohl, daß ein Zwergvolk einst in Belgien und Frankreich lebte, daß die rohen Steinwerkzeuge, welche sie gebrauchten, und Stücke von Elfenbein, mit denen sie Tierbilder auf Steine ritzen, gleicher Art sind mit denen der Buschmänner. Die Tierbilder sind ähnlich denen von Südafrika. Viele andere Beweise können erbracht werden, welche besagen, daß unsere Buschleute und die Leute der Steinzeit in Europa zu ein und demselben Stamme gehörten.“

Nach Vedder (in den Windhuker Nachrichten).

67. Feldkost.

Im Gebiete der Kalahari ist die wichtigste Feldkost die Tsama. Sie liefert den Eingeborenen Nahrung und Trank.

Die Tsama, eine wilde Melone, ist ein Rankengewächs, dessen runde Frucht die Größe eines Kindskopfes erreicht. In Farbe und Zeichnung habe ich bis jetzt vier verschiedene Arten gesehen, die sich aber im Geschmack nicht unterscheiden. Es gibt Tsamafelder, durch die man kilometerweit reitet, und wo Frucht an Frucht liegt.

Will man schnell den Durst stillen, so genügt es, wenn man die Frucht in Stücke schneidet, die Kerne herauschabt und das Fleisch genießt. Man kann auch oben eine Scheibe der Schale abschneiden, dann stampft man das Innere mit einem Stocke zu Brei und schlürft nun die gesammelte Flüssigkeit; oder man quetscht den gestampften Inhalt mehrerer Früchte durch ein Tuch.

Das Tsamawasser kann zum Kochen von Kaffee, Reis, Erbsen usw. verwandt werden. Hat man frisches Fleisch, so genügt es, dieses in Stücke zu schneiden und zusammen mit den zerschnittenen Tsamas, Salz und etwas Speck zu kochen.

Ochsen und Pferde gewöhnen sich so an Tsamas, daß sie das Wasser ganz entbehren können. Die Pferde fressen nicht die ganzen Früchte, sondern beißen sie nur mehr oder weniger an.

Nicht nur der Saft und das Fleisch, sondern auch die Kerne der Tsama dienen als Nahrung. Sie werden in heißer Asche geröstet, von ihrer Schale befreit und dann gegessen.

Von den auf der Erde rankenden genießbaren Gewächsen ist noch eine Art wilder Gurke zu erwähnen. Der Bur nennt sie Kummer. Ich habe sie überall im Lande gefunden. Diese kleinen Gurken erreichen die Länge eines Zeigefingers und sind mit weichen Stacheln besetzt. Sie sind sehr saftig und erfrischend. Wenn man sie unter Zusatz von Essig, Öl und Pfeffer in Scheiben schneidet, kann man sich aus ihnen einen schmackhaften Salat bereiten. Aber auch hier muß jede Frucht gekostet werden, ob sie nicht bitter ist, da von all den hier beschriebenen Melonen- und Gurkenarten süße und bittere nebeneinander vorkommen.

An Bäumen und Sträuchern findet man zuweilen ein Rankengewächs, dessen Blätter an Wein erinnern. Die reifen Früchte dieser Pflanze sind etwa fingerlange, rote, dicke Gurken. Noch grün werden sie von den Eingeborenen gepflückt, in heißer Asche geröstet und gegessen.

Eine Reihe von Pflanzen erinnert ihrem Geschmache nach mehr oder weniger an Kartoffeln. Hierher gehört zunächst eine Pflanze, deren Knollen von den Buren Uintjes genannt werden. Sie werden in Asche geröstet und dann geschält genossen. Eingeborene kochen die Uintjes in Wasser oder Milch zu einem sehr nahrhaften Brei.

Eine für Nichteingeborene sehr schwer zu findende Feldfrucht ist die Ghabas. Sie erscheint als eine Art Trüffel in der Größe einer Kinderfaust und kennzeichnet sich im Sande nur durch eine kleine Erhebung mit einigen Rissen. Blätter sind nicht vorhanden. Sie wird in heißer Asche geröstet.

Sehr häufig findet man die Sandnüsse. Sie wachsen an Ranken auf der Erde. Die trockenen Blätter sehen rötlich wie Buchenblätter aus. Die Nüsse liegen in einer harten Schale, die zur Zeit der Reife aufspringt. Man legt die Nüsse in glühende Asche; dann wird die Schale zerschlagen und der Kern gegessen.

Den Zucker ersetzen die von den Buren Corinden genannten kleinen, roten Beeren, die auf einem etwa mannshohen Strauche mit

kleinen, schmalen Blättern wachsen. Die süßen Beeren sind bei den Eingeborenen sehr beliebt. Sie werden roh oder in Milch gegessen. Noch grün werden sie auch zur Herstellung von Zuckerbier verwandt.

Im Sandfelde findet man häufig unter Büschen die Wasserwurzel. Bricht man die kleinen, etwa fußhohen Stauden ab, so geben sie eine milchige Flüssigkeit von sich. Man muß ziemlich tief graben, um die recht große Wurzel zu erlangen. Sie kann geschält oder geschabt genossen werden. Eine Wurzel soll für einen Menschen genügen. Während des Aufstandes haben Hereros monatelang im Sandfelde gefessen und nur von Wasserwurzeln und Feldkost gelebt.

Heira ist das Harz der Weißdornbäume. Die Eingeborenen essen es roh oder in Milch gekocht. Es schmeckt etwas süßlich.

Als Ersatz des Kaffees dienen die Kerne des Hakkiesdornes. Auch die so gefürchteten Heuschrecken bilden geröstet ein gutes Nahrungsmittel der Eingeborenen. Weit gehen diese den Schwärmen nach, um sie früh und abends, wenn sie sich niederlassen, in Säcke zu sammeln. Ich habe hier im Land auch schon Weiße gesehen, welche behaupteten, daß die „Springhühner“ gut schmecken.

Nach v. Gerßdorff (in den Windhuker Nachrichten).

68. Das Land der Bondelzwarts.

Das Land der Bondelzwarts liegt im äußersten Süden unseres Schutzgebietes und ist etwa 50 000 Quadratkilometer groß. Der Vorteil, von einem immerfließenden Flusse (siehe Tafel 6) begrenzt zu sein, hilft ihm wenig; denn das unwirtliche Gebirgsgelände läßt am Dranjefluß kaum nennenswerte Kulturarbeiten zu. Der vielen Stromschnellen wegen ist an eine Schiffbarmachung des Oranje ebenfalls nicht zu denken.

Um ein klares Bild von den Oranjebergen zu erhalten, müßte man dieselben aus der Vogelschau betrachten. Ein wirres Durcheinander von Höhen und Klüften zeigt sich dem Beschauer längs unserer ganzen Südgrenze. In diesen Bergen hat sich im letzten Aufstande der Feind oft festgesetzt. Es bedurfte fast übermenschlicher Anstrengungen von seiten unserer Soldaten, ihn aus diesen Felsenestern zu vertreiben.

Mit der Gebirgswelt des Südens wechseln weite Flächen ab, die mit nahrhaftem Grase bestanden sind, wenn es einigermaßen gut

gereignet hat. Leider ist auf diesen Flächen noch kein Wasser erschlossen worden; nur die unzähligen Springbockherden haben den Nutzen der saftigen Weide.

Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß die weiten Ebenen später wirtschaftlich ausgenutzt werden können, nachdem Wasser erschlossen worden ist. Wenn auch die Regenmenge im Süden eine bedeutend niedrigere ist als im Norden, so genügt doch selbst dieser geringe Regenfall, um das Gras herauszulocken und zum Blühen zu bringen.

Im Nordosten des Bondelzwartgebietes liegen die großen Karrasberge. An das Hauptgebirge schließen sich zerklüftete Tafelberge an, die im Osten niedriger werden und schließlich einem weiten Dünenfelde den Platz einräumen. Neben den Dranjeflußbergen waren die Karrasberge öfter der Schauplatz ernster Gefechte mit den Aufständischen. Die Karrasberge sind wohl der wertvollste Teil des alten Stammesgebietes. Die früher dort wohnenden Leute hatten große Herden, dazu reiche Jagdgründe, während die Leute in den Ebenen mehr und mehr verarmten.

Von den großen Karrasbergen zieht sich eine Hügellandschaft hinab zu den kleinen Karrasbergen. Auch dieses Gebirge ist weide- und wasserreich und besaß früher viel Wild.

Viele Gegenden des ganzen Gebietes sind zur Wollschafzucht sehr geeignet, da der Busch nicht so dicht ist wie im Hererolande.

Die Riviere haben meist ein starkes Gefälle und ergießen in der Regenzeit ihre schlammigen Fluten in den Dranje. In allen diesen Flüssen sind gute Wasserstellen. Der Kameldornbaum kommt häufig in stattlichen Exemplaren vor, ebenso die harzspendenden Dornakazien.

Nach Wandles (in den Windhuker Nachrichten).

69. Die Religion der Hottentotten.

Heute sind die meisten Hottentotten Christen. Wenn im Nachfolgenden von der Religion der Hottentotten geredet wird, so ist damit die Urreligion dieses merkwürdigen Volkes gemeint, die es hatte, bevor es mit den Weißen in Berührung kam.

Die Hottentotten glaubten an das Vorhandensein von Seelen und Geistern, unter denen die mächtigsten besondere Verehrung genossen. Zugleich finden wir aber auch Anklänge an die Religion der Nordostafrikaner, besonders der Ägypter, mit denen die Hotten-

totten höchstwahrscheinlich in alten Zeiten zusammengekommen sind. Aus diesem Grunde zeigt ihre Religion ein buntes Durcheinander, aus dem sich aber deutlich erkennen läßt, daß sie an ein höchstes Wesen, an ein Fortleben nach dem Tode, sowie an Geister glaubten.

Daß die Hottentotten an ein höchstes Wesen glaubten, berichten uns schon die ersten Europäer, die mit ihnen zusammentrafen. Einer erzählt uns im Jahre 1655, daß er Hottentottenfrauen mit grünen Zweigen in den Händen auf einem großen Stein in betender Stellung liegen sah und immer wieder den Ruf „Heitsi-eibib“ hörte. Dieser Heitsi-eibib-Dienst war allgemein. Wir finden auch in unserem Lande vom Süden bis zum Norden die sogenannten Heitsi-eibib-Gräber. Noch heute werfen heidnische Naman und Bergdaman beim Vorbeigehen an diesen Steinhaufen kleine Steinchen als Zeichen der Verehrung auf sie. Die Sitte ist so fest eingewurzelt, daß selbst die christlichen Eingeborenen beim Besuche der Friedhöfe eine Handvoll Sand auf die Gräber ihrer Großen werfen. Ich habe auch gesehen, daß sie diese Ehre den Gräbern ihrer verstorbenen Missionare erweisen.

Heitsi-eibib war ein Held, der seinem Volke viele Wohltaten erwiesen hat. Besonders hat er es endlich von dem Verderber befreit, der jeden in seine Nähe Kommenden unerbittlich in die Grube stieß. Bei dem Kampfe mit dem „Grubenstößer“ verletzte sich Heitsi-eibib das Knie und erhielt dadurch den Namen „Wundknie“.

Heitsi-eibib ist mehrmals gestorben, aber immer wieder auf-erstanden und von seinen Leuten bei aufgehendem Monde zwischen den Büschen des Feldes gesehen worden. Seine Verbindung mit dem Monde führte dazu, daß auch dieser verehrt wurde. So wie der Heitsi-eibib starb und wieder lebte, so stirbt auch der Mond und kehrt wieder.

Auch der Glaube an das Fortleben nach dem Tode stützt sich auf den immer wieder lebendig werdenden Mond, wie dies folgende alte Sage der Hottentotten bekundet: Der Mond sandte den Hasen zu den Menschen und ließ ihnen sagen: „So wie ich sterbe und wieder lebe, so sollt auch ihr sterben und wieder leben.“ Der Hase aber betrog die Menschen und sagte: „So hat der Mond gesprochen: Ich sterbe und verderbe, so auch ihr.“ Als der Mond hörte, was der Hase verbrochen hatte, schlug er ihm die Nase entzwei. Seit jenem Tage hat der Hase eine gespaltene Nase. — In Verbindung

damit ist auch die Sitte der Hottentotten und Bergdaman zu bringen, daß die Erwachsenen kein Hasenfleisch essen dürfen; denn der Hase ist ein von dem Monde oder Heitsi-eibib verfluchtes Tier.

Mit dem Glauben an ein Fortleben nach dem Tode ist auch der Glaube an Geister eng verknüpft. Die Hottentotten und Bergdaman fürchten sich vor dem Wiederkommen der Toten. Starb ein Glied der Familie, so wurde die Hütte nach einer anderen Seite veretzt. Bewohnte der Verstorbene ein Haus allein, so ließ man es mit sämtlichen Sachen unberührt stehen, damit der Tote beim Wiederkommen seine Sachen nicht überall zusammensuchen mußte. Um dem Verstorbenen das Wiedererkennen seiner Hütte zu erschweren, wurde die Leiche nicht durch die Tür getragen, sondern seitwärts durch die emporgerollten Binsmatten entfernt.

Noch heute besteht folgender Aberglaube: Braust ein Wirbelwind nach dem Tod eines Werftgenossen heran, dann glaubt man, es sei der Tote, welcher kommt, um einen anderen Werftbewohner zu holen. Man ruft daher dem Wirbelwinde zu: „Gehe hin, du bist ja tot!“

Ganz allgemein ist der Glaube an Gespenster. Besondere Furcht hat man vor dem Fahlbein, der in der Nacht über die Werften geht und ein Geräusch macht, als ob er ein getrocknetes Ochsenfell hinter sich herschleppe. Hat man etwas verloren und kann es nicht wiederfinden, so heißt es: Der Fahlbein hat es gestohlen.

Durch die Verbreitung des Christentums unter den Eingeborenen sind natürlich die alten Sitten und Gebräuche verwischt und verdunkelt, teilweise sogar vergessen worden.

W a n d r e s (Evangelisches Gemeindeblatt).

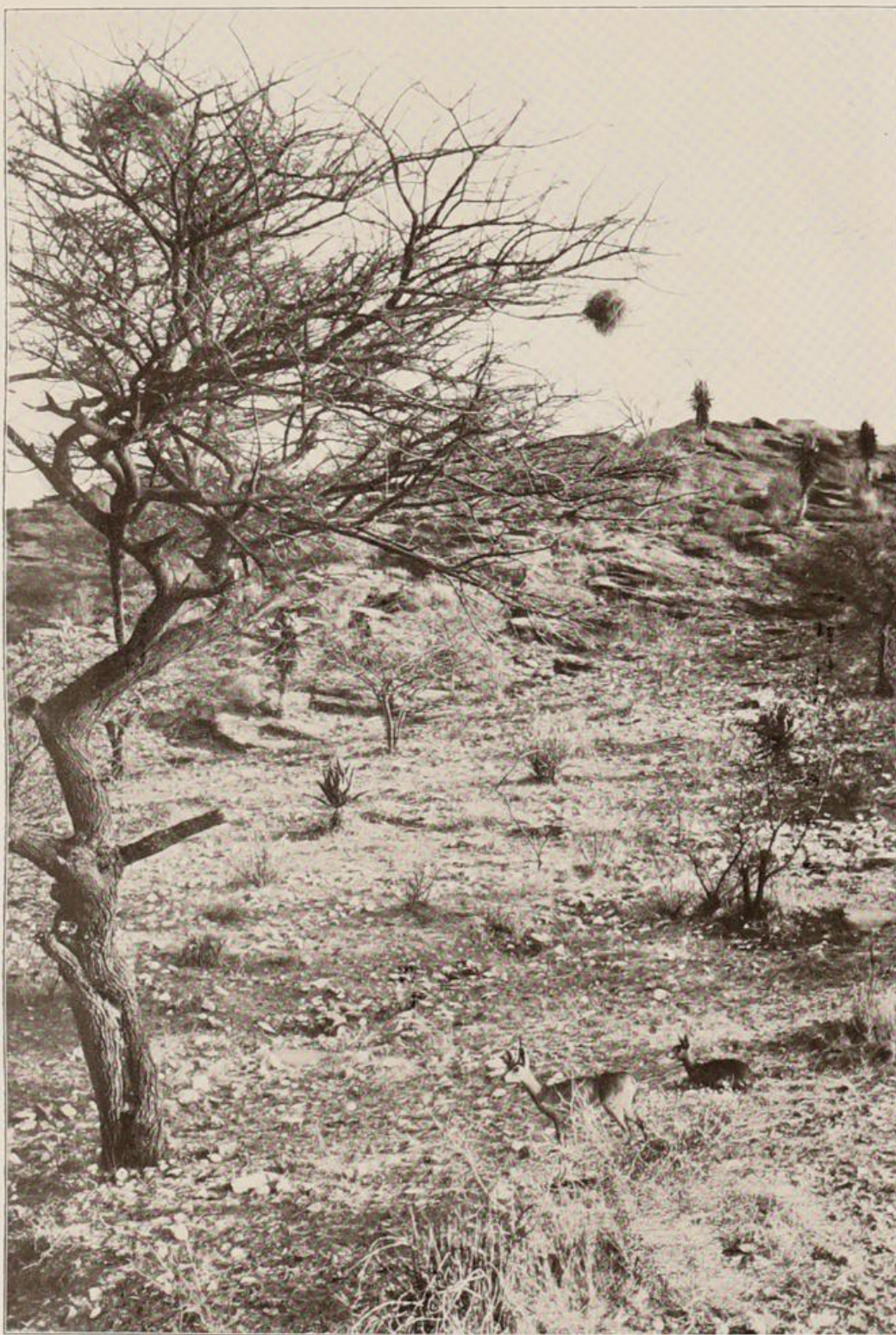
70. Die Kriege zwischen den Hottentotten und den Herero.

Die ursprüngliche Bevölkerung des Damaralandes bestand aus Buschmännern, Bergdamara und Hottentottenstämmen, z. B. den Topnaars und Bondelzwarts. Vor ungefähr 200 Jahren drangen die Herero von Norden her ein und verdrängten die bisherigen Besitzer. Einige Zeit darauf wanderten auch Hottentottenstämme aus der Kapkolonie ein. Infolgedessen kam es zu Zusammenstößen zwischen den Herero und den Hottentotten, namentlich dem Stamme der Roten Nation.

Am Anfange des 19. Jahrhunderts lebte in der Kapkolonie bei einem Buren als Viehhirte ein Hottentott, namens Jager Afrikaner. Er ermordete seinen Herrn und floh mit dessen Vieh über den Dranje. Dort bildete er eine mit Gewehren gut bewaffnete Räuberbande, unterwarf sich den Süden von Groß-Namaland und gründete einen eigenen Stamm, der sich nach seinem Namen „Afrikaner“ nannte. Sein Sohn war Jonker Afrikaner, ein Mann von ganz hervorragender Begabung, der Napoleon Südwestafrikas. Ihn rief die Rote Nation, die von den Herero bedrängt wurde, zu Hilfe. Jonker besiegte nicht nur die Herero, sondern er unterwarf auch die übrigen Hottentottenstämme und gründete sich ein Reich, das den größten Teil von Südwestafrika umfaßte, und in dem er unumschränkt herrschte (1823 bis 1861).

Im Jahre 1861 starb er, und sofort entstand ein Aufstand der Herero gegen ihre übermütigen Bedrücker. Die Händler, namentlich der Engländer Green und der Schwede Andersson, hatten inzwischen die Herero mit Gewehren bewaffnet. Bei Otjimbingwe kam es zum ersten Gefecht, in dem die Hottentotten völlig geschlagen wurden und Jonkers Sohn Christian fiel. Zehn Jahre dauerte der verheerende Krieg. In allen größeren Gefechten wurden die Hottentotten besiegt; aber immer aufs neue unternahmen sie unter ihrem Führer Jan Jonker Raubzüge und trieben das Vieh der Herero fort. Im Jahre 1870 kam es endlich zu einem Frieden, der durch die deutschen Missionare vermittelt wurde. Ihre Hauptstadt Windhuk, um die lange gestritten worden war, erhielten die Hottentotten als „Lehen“ der Herero.

Bereits im Jahre 1880 entbrannte der Krieg von neuem. In diesen Kämpfen trat sehr bald der Mann an die Spitze der Hottentotten, der bis in die letzte Zeit ihr Hauptführer war, Hendrik Witbooi. Hendrik war ursprünglich Schullehrer in Bethanien. Das Geschick seiner dem Untergange geweihten Rasse ging ihm tief zu Herzen. Wie Mohammed zog er sich in die Wüste zurück und kehrte wieder, überzeugt, daß er der Prophet sei, den Gott auserwählt habe, um sein Volk wieder groß und mächtig zu machen. Er fand bald Anhänger. Nach einer Reihe von Kämpfen gegen seinen Vater und andere Hottentottenhäuptlinge übernahm er die Leitung des Krieges gegen die Herero. So oft es zu einem offenen Kampfe kam, wurde er zwar geschlagen; aber immer wieder sammelte er Banden, mit denen er den Kleinkrieg fortführte, Hereroverften überfiel und Viehherden forttrieb.



Phot. Nint, Windhut.

Steinböcke.



Nest der Webervögel.



Geparde.

Phot. Nint, Windhut.



Phot. Rint, Windhut.

Geparde.



Nest der Webervögel.

Inzwischen war das Land unter die deutsche Herrschaft gekommen. Hendrik Witbooi wollte sich ihr nicht beugen. Um nicht zwei Gegner zu haben, schloß er im Jahre 1892 mit den Herero Frieden. Trotzdem war es ihm unmöglich, seine Unabhängigkeit zu behaupten. Nach schweren Kämpfen (bei Hoornkrans und in der Nauklust) wurde er im Jahre 1894 zur Unterwerfung gezwungen.

Nach Passarge, Südafrika.

71. Zwei Kriegslieder der Hottentotten.

Gedichtet von dem jüngsten Sohne Hendrik Witboois.

I.

Reiter, holt die Pferde heran,
Nehmt das Gewehr, gürtet die Tasche!
Sut Patronen hinein, sattelt die Pferde!
Fußvolf und Reiter, zieht in den Krieg!

Hört des Hauptmanns Stimme im Krieg!
Zieht im Dunklen, schießt am Morgen!
Fußvolf und Reiter, schleicht euch heran,
Springt und überfällt, Brüder!
Rechten und linken Flügel ausgebreitet —
Fecht so und kehrt zurück zur Zeit!

Hauptmann, ruf' deinen Fechtern jetzt zu,
Feure an, laß stürmen zur rechten Zeit!
Stürmt an mit Schießen und Kriegsruf!
Rastet nicht, der Feind erwacht;
Stürmt an mit Schießen, Schlagen und Stechen,
Fecht — laßet den Kriegsruf schweigen!

II.

Geht es in den Krieg,
Dann jubeln alle; doch bei
Der Rückkehr weinen einzelne.
Krieg sättigt den einen,
Den andern läßt er verhungern;
Krieg erniedrigt den einen
Und erhebt den andern,
Krieg macht arm und reich!

Schwabe, Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika.

72. Südwestafrikanische Jugenderinnerungen.

Wie ganz anders sieht es doch heute hier in unserem Südwestafrika aus und wieviel schneller und bequemer macht man jetzt eine Reise nach einem europäischen Hafen! Ich denke dabei 32 Jahre zurück, da ich noch als zehnjähriger Knabe in Otjimbingwe, meinem Geburtsorte, lebte und kurz nach dem Tode meiner Mutter die Reise nach Deutschland antreten mußte. Bis dahin hatte ich dank der Liebenswürdigkeit der damals in Otjimbingwe wohnenden Missionare Gelegenheit gehabt, mit noch drei Knaben und zwei Mädchen in bester Weise deutsch unterrichtet zu werden. Einer der Missionare hatte es sogar unternommen, uns Knaben im Geigenspiel zu unterweisen, und eine Missionarsfrau scheute keine Mühe, uns das Harmoniumspiel beizubringen. Der Musikunterricht machte uns besonderes Vergnügen. Wie ich später erfahren habe, soll es auch gar nicht so übel gelungen haben, wenn wir Jungen ein Geigenstück vierstimmig vortrugen oder eines der anderen Kinder zum Geburtstag eines Angehörigen einen Choral auf dem Harmonium spielte.

Außerhalb der Schulzeit waren wir Knaben meist den Eingeborenen überlassen. Von ihnen lernten wir sehr bald die Nama- und die Hererosprache, auch das Stellen der Fallen, das Schießen mit Pfeil und Bogen und dergleichen mehr. Leider mußte ich mich zu oft im schönsten Spiel von meinen Kameraden trennen, da ich bei meinem Vater noch englischen Unterricht hatte.

Damals stand das Nama- und das Hereroland noch nicht unter der deutschen Herrschaft. Der alte Hererohäuptling Maharero lebte in andauerndem Kriege mit dem Namahäuptling Hendrik Witbooi. Mehrere Missionarsfamilien waren daher nach Otjimbingwe geflüchtet und mußten sich dort längere Zeit aufhalten. Ich schrieb damals an meine Verwandten in Deutschland über die Zustände in unserem Lande folgenden Brief:

Otjimbingwe, den 21. Juli 1881.

Lieber Karl!

Mit dieser Post will ich Dir mal schreiben. Obwohl ich Dich noch nicht kenne, so weiß ich doch, daß Du mein Vetter bist. Erst will ich Dich fragen, wie es Dir geht. Uns allen geht es noch sehr gut. Dann will ich Dir von dem Krieg erzählen. Vielleicht hast Du schon gehört, daß hier im Lande Krieg ist. Es ist das aber kein

Krieg wie in Deutschland, sondern nur der Rinderstehlerkrieg. Die Namas versuchen, das Vieh zu stehlen; aber es gelingt ihnen nicht immer. Einmal waren wir gerade in der Schule, da waren die Namas hier und haben die Rinder genommen. Da kam Papa und schrie durch das Fenster der Schule: „Die Namas sind da!“ Wir alle liefen schnell nach Hause und sahen dabei die Reiter hinter den Ochsen. Die Herero liefen hin und setzten sich in einem Berge fest. Die Namas hatten schon vorher einen Kral für das Vieh gemacht, sie trieben die Rinder hinein und setzten sich auch in einen Berg. Die Namas sind aber ein feiges Volk; wenn ein paar Männer fallen, dann laufen sie davon. So schossen sie sich zwei Tage lang, bis einige gefallen waren. Sie ließen das Vieh stehen und rissen aus. Die Herero bekamen nun ihr Vieh wieder und freuten sich so sehr, daß sie Freudenschüsse abgaben. Ein anderes Mal wollten die Namas wieder Vieh stehlen; aber es ist ihnen auch nicht gelungen.

Papa hat sein Kornland gestern fertig bestellt. Er hofft, 30 bis 40 Sack Korn zu ernten. Mit unserem Garten geht es so ziemlich. Ich möchte gern bei Dir sein, mein Freund, wenn Papa nur Geld hätte, mich fortzuschicken. Lieber Karl, schreibe mir bald wieder! Bitte, grüße Deinen Vater und Deine Mutter und alle Deine Geschwister und sei aufs herzlichste begrüßt von Deinem Dich liebenden
Vetter.

In einem früheren Brief an meinen Onkel hatte ich ihm viele Grüße an Kaiser Wilhelm aufgetragen und um baldige Übersendung einer Kanone mit allem Zubehör gebeten.

Nur zu bald rückte der Tag meiner Abreise heran. Mein Vater hatte meiner Mutter kurz vor ihrem Ende versprechen müssen, mich bald nach Deutschland zu schicken. Schweren Herzens setzte ich mich in den Ochsenwagen, nachdem ich vom Vater und von den Geschwistern, von Freunden und Bekannten Abschied genommen hatte. Am wehmütigsten aber wurde mir ums Herz, als ich bei der Abfahrt über den Kirchhof blickte, wo wenige Wochen vorher die liebe Mutter begraben worden war. Ich war einer nach Deutschland reisenden Kaufmannsfamilie anvertraut; sie sollte mich zu meinen Verwandten nach Deutschland bringen. Damals war Walfischbai der einzige Hafenort im ganzen Lande. Genaue Zeitangaben über Ankunft und Abfahrt des zwischen Walfischbai und Kapstadt verkehrenden kleinen Segelschiffes konnte

man nicht. So fuhren wir denn aufs Geratewohl über Anawood und Salem den Baiweg entlang. In Scheppmannsdorf, etwa 25 Kilometer vor Walfischbai, blieben wir bei einer Missionarsfamilie. Durch einen eingeborenen Boten erkundigten wir uns nach der Ankunft des Schiffes. Ein längerer Aufenthalt in Walfischbai war wegen des Mangels an Süßwasser nicht möglich. Wochen vergingen, bis wir uns einschiffen konnten. Nun kam eine schreckliche Fahrt. Wir wohnten zu viert in einer ganz kleinen Kabine. Alle waren seekrank, denn das Schiff schaukelte sehr. Nachts liefen uns die Ratten über das Gesicht. Ich litt so unter der Seekrankheit, daß man das Schlimmste befürchtete. Erst nach 14 Tagen langten wir in Kapstadt an. Alle Sehenswürdigkeiten waren mir gleichgültig; ich sehnte mich nur nach einem feststehenden Plätzchen. Sehr freundlich wurden wir bei einer deutschen Pfarrersfamilie in der Paarl aufgenommen. Es waren liebe Leute, und, was für mich nach allem Elend die Hauptsache war, die Mahlzeiten waren gut und reichlich. Oft aber schien mir doch die Zeit zwischen Frühstück und Mittagbrot kein Ende nehmen zu wollen. Ich ging dann mit einem Schilling in die Stadt und kaufte mir etwas, um meinen Magen zu beruhigen. Bei diesen Gelegenheiten sah ich mir das Leben und Treiben auf den Straßen an. Besonders bewunderte ich die schönen Häuser und die hohen Kirchtürme. Ja, so etwas gab es in Djimbingwe doch nicht! Am liebsten wäre ich gleich in Kapstadt geblieben, besonders wenn ich daran dachte, daß die Weiterreise wieder auf dem Wasser ausgeführt werden mußte. Wir bestiegen einen Dampfer, der uns bis Southampton bringen sollte. Im Vergleiche mit dem verwünschten Segelschiffe war er groß und schön; ich glaube aber nicht, daß sich heutzutage noch Reisende einem solchen Fahrzeug auf eine lange Fahrt anvertrauen würden. Immerhin war es ein Dampfschiff, und man hatte mir erzählt, daß ein Dampfer nicht schaukeln könne. Leider wurde ich bald eines anderen belehrt. Wir hatten schon in der ersten Nacht einen solchen Sturm, daß ich mich auf meinem Lager nicht festhalten konnte. So verging Woche um Woche, bis wir endlich in Southampton ankamen und ich dem Orte meiner Bestimmung zugeführt werden konnte. Ich konnte es kaum glauben, daß ich nun bei meinem Onkel bleiben durfte und nicht mehr zu reisen brauchte. Es waren seit dem Tage meiner Abreise von Djimbingwe vier Monate verflossen.

Wie wunderbar war mir der Gedanke, in Deutschland zu sein und nur deutsche Worte zu hören! Bei der Schulprüfung zeigte es sich, daß ich in den meisten Fächern meinen Altersgenossen weit voraus war. Für nichts konnte ich mich mehr begeistern als für Kaiser Wilhelms Soldaten. Ich wollte oft den Kaiser besuchen, ihm die Verhältnisse in Afrika schildern und ihn bitten, einige hundert Soldaten mit Kanonen nach Damaraland zu schicken. Dann wäre der Rinderstecherkrieg bald beendet worden.

Wie vollkommen doch alles in Deutschland war, bewiesen mir am besten die Postkästen. Nein, war das wunderbar! Einem solchen Kasten konnte man ohne weiteres auch die Briefe für Otjimbingwe anvertrauen! Ich schrieb infolgedessen, so viel ich konnte. Wenn ich meinem Vater eine besondere Freude machen wollte, schrieb ich ihm einen englischen Brief, um meine Fortschritte in dieser Sprache zu zeigen. Meinen Geschwistern schrieb ich oft in der Namaspache. Diesem Umstande habe ich es zu verdanken, daß ich diese Sprache trotz meines fünfzehnjährigen Aufenthaltes in Deutschland nicht verlernt habe.

Nichts fränkte mich in Deutschland mehr, als wenn ich bei polizeilichen Anmeldungen nach meiner Nationalität gefragt wurde. Es war mir doch selbstverständlich, daß ich nur ein Deutscher sein konnte. Man machte mir aber immer wieder klar, daß dies nicht der Fall war. Mein Vater weilte schon über zehn Jahre im Ausland und hatte infolgedessen seine Staatsangehörigkeit verloren. Ich sollte daher ein anderes Volk angeben, zu dem ich gehörte. Als ich das nicht konnte, wurde einmal der Beamte recht ärgerlich und sagte: „Na, irgend jemandem auf der Welt muß doch das Damaraland gehören!“ Als ich darauf erwiderte, daß es den Damaras gehörte, sagte er: „Dann bist du eben ein Damara.“

Redeker.

73. Ein Besuch Windhufs im Jahre 1885.

Zur Mittagsstunde erreichten wir Groß-Windhuf, eine nicht unbedeutende heiße Schwefelquelle, in deren Nähe, hinter einem kleinen Hügel versteckt, die Ruinen der Missionsstation Klein-Windhuf liegen.

Zur Zeit, da noch der mächtige Jonker mit seiner übermütigen Bande in diesem Gebiete hauste, war in Windhuf reges, lautes

Leben; Trinkgelage wechselten mit Tanzfesten ab. Unter Jonkers Schutz entfaltete Missionar Schröder eine reiche Tätigkeit, und die kleine Missionsstation wurde eine wahre Perle des Landes; später aber, in dem von neuem ausbrechenden Rassenkriege, wurde Windhuk, als der Streitapfel zwischen Hottentotten und Herero, zum Schauplatz der erbittertsten Gefechte und Greuelthaten. In diesen Kämpfen wurde die Station zerstört und ist seitdem unbewohnt geblieben. Unsere Ankunft begrüßten bloß einige bellende Schakale, die sich aber bald aus dem Staube machten; ringsum gurrten Tauben und kreischten aus ihrer Ruhe aufgeschreckte Sandhühner; aber von Menschen war weit und breit nichts zu entdecken.

Die Quelle ist in weitem Umkreise von sumpfigem Gelände umgeben, dessen von Algen durchwobener, niedriger Rasen in allen Farben schimmert. In etwas weiterer Entfernung ist der Boden mit weißer Salzausblüfung überkleidet, die im Glanze der Mittagssonne wie frisch gefallener Schnee leuchtet. Ein Spaziergang von kaum 20 Minuten bringt den Wanderer nach Klein-Windhuk zu den verlassenen und zerstörten Missionsgebäuden. Im Garten, dessen Hecke längst niedrigerissen ist, wuchern verwilderte und kaum mehr zu erkennende Gartenkräuter europäischen Ursprungs; kräftig stehen die alten Feigenbäume da, als ob sie der Missionar noch wie ehemals mit Liebe und Sorgfalt hegte und pflegte, und mit Wehmut gedenken wir der zerstörenden Rohheit jener Horden, die es nicht verstanden haben, sich die ihnen gebotenen Wohltaten zu eigen zu machen und zu sichern.

Schinz, Deutsch-Südwestafrika.

74. Die Gründung der Stadt Windhuk.

Eine schwere Aufgabe erwartete den Hauptmann von François, als er mit einer kleinen Schutztruppe, die erst 21, später 50 Mann betrug, das Schutzgebiet im Jahre 1889 betrat. Die Herero nahmen ihn nur unwillig auf, und die Hottentotten waren nicht geneigt, die Oberhoheit des Deutschen Reiches anzuerkennen. Trotz seiner geringen Macht hat François Großes geleistet. Sein Hauptverdienst ist es, daß er die Station Windhuk gründete und sich so zwischen die beiden feindlichen Völker hineinschob.

Die Gegend um Windhuk war seit dem Tode Jan Jonkers ohne Besitzer, und es wohnte auch niemand dort. Die Herero wagten

nicht, ihr Vieh hierherzutreiben, weil sie Überfälle der benachbarten Hottentotten fürchteten; die Rehobother Bastards hatten das Kuasgebirge als feste Grenze, und Hendrik Witbooi saß südwestlich davon in Hoornkrans, wo er gar keine Veranlassung hatte, sein zusammengeraubtes Vieh den früheren Besitzern, den Herero, in den Bereich ihrer Gewehre zu stellen.

So besetzte die Truppe am 18. Oktober 1890 Windhuk. Die Ruine der vor Jahren von Missionar Schröder erbauten Missionsstation Klein-Windhuk diente den Soldaten zunächst als Unterkunft, und als erste Befestigung erbauten sie den Turm, der noch heute auf dem Ludwigschen Grundstück in Klein-Windhuk steht. Zu dauernder Unterkunft genügten die Räume natürlich nicht; deshalb wurde sofort mit der Anlage von Häusern, Magazinen und Gärten in Groß-Windhuk begonnen. Die Truppe führte alles selbst aus; sie faßte die Quellen, legte Lehmgruben an und errichtete Kalk- und Ziegelöfen. Bereits im November waren drei Stationsgebäude fertig. Dann begann der Bau der Feste.

Schon drohten die Feinde. Maharero starb in dieser Zeit, und sein Sohn Samuel Maharero schickte alsbald einen Brief an François mit dem Inhalt, Windhuk sei sein Platz, und die Truppe solle fortgehen. Er erhielt den Bescheid, daß mit ihm über diese Frage nicht mehr verhandelt werden würde. Da die Herero die schon fertigen Befestigungen sahen, begnügten sie sich auch wohl oder übel mit diesem Bescheide.

Eine Schwierigkeit war noch zu überwinden: die Zufuhrstraße von der Küste bis Windhuk mußte gesichert werden. Um Reibungen mit den Herero aus dem Wege zu gehen, ließ François nicht die alte Pad über Otjimbingwe—Barmen—Otjisewa benutzen, sondern er richtete einen südlicheren Weg durch das Rhomashochland ein. Dieser Weg wurde durch die Besatzungen in Tsaobis und Heuſis gesichert.

Windhuk (siehe Tafel 4) entwickelte sich nun ziemlich rasch als Garnisonort und Regierungssitz. 1894 erhielt es die erste Schule, 1895 eine evangelische Missionsstation, 1896 den ersten evangelischen Seelsorger; etwa um die gleiche Zeit baute sich der katholische Orden der Oblaten auf einem von der Regierung überwiesenen Grundstück an. Das geschäftliche Leben nahm nach und nach einen erfreulichen Aufschwung, an dem in erster Linie die Warenhäuser von Mertens und Sichel,

Schmerenbeck, Wecke und Voigts, sowie Boysen und Wulff beteiligt waren. Wer heute die schön gelegene Hauptstadt mit ihren hübschen Häusern und Kirchen, den Gärten, Parkanlagen und Denkmälern (siehe Tafel 1) sieht, der kann es kaum glauben, daß sie erst auf ein Alter von wenig mehr als 20 Jahren zurückblickt.

Nach Passarge, Rohrbach und Rülz.

75. Der Hottentottencharakter in Anlehnung an die Fabeln dieses Volkes.

Jedes Volk hat seine Eigenart, seinen ihm eigenen Charakter, der sich nach dem Lande richtet, das es bewohnt, und nach der Geschichte, die es erlebt. Um ein Volk kennen zu lernen, muß man seine Sprache verstehen, dazu auch seine Fabeln und Erzählungen. Der wahre Charakter der Hottentotten ist in ihren Fabeln zu erkennen, die schon uralt sind. Drei Fabeln sollen hier erzählt werden.

1. Wie der Schakal als Diener des Löwen seinen Herrn auf der Jagd betrügt.

Eines Tages gingen der Löwe und der Schakal auf die Jagd, belauschten das Wild und krochen es an. Der Löwe schoß und fehlte, der Schakal aber traf. Der Löwe rief: „Du hast nicht getroffen, sondern ich.“ — „Gewiß, alter Großvater, du hast getroffen,“ sagte der Schakal. Sie gingen dann heim, um zum Auschlachten des Wildes wiederzukommen, wenn es tot wäre. Ohne Vorwissen des Löwen aber kehrte der Schakal zurück, schlug sich auf der Wildspur die Nase blutig und folgte so der Spur von lebendem Wild, um den Löwen zu betrügen. Als er weit genug war, verließ er diese Spur und ging zu dem getöteten Wild. Er schlüpfte in das Tier hinein und schnitt alles Fett ab, das darin war. Später folgte der Löwe der blutigen Spur, bis er die List des Schakals merkte und auch zum Wilde gelangte. Wütend riß er den Schakal am Schwanz heraus und schalt ihn: „Warum hast du mich betrogen?“ Doch der Schakal meinte: „Bewahre, Großvater, betrogen habe ich dich nicht; ich wollte für dich das feinste Fett losschneiden.“ — „Nun ja,“ sagte der Löwe, „nimm das Fett und bringe es der Löwin, deiner Großmutter!“ Dem Schakal aber gab er die Lunge. Als der Schakal heimkehrte, gab er das Fett seiner Frau; die Löwin erhielt die Lunge.

Außerdem warf er die Löwenkinder mit Lungenstückchen, indem er sie mit den Worten ausschimpfte: „Ihr Kinder des Großpfotigen!“ Darauf sagte er zur Löwin: „Jetzt gehe ich, um den Großvater zu holen.“ Und er ging mit seiner Frau und seinen Kindern hinweg auf Nimmerwiedersehen.

Der Sinn ist der: Der Hottentott hat sich den Schakal als Vorbild genommen. Er ist sehr schlau; er sagt: Ja, Mister, du hast recht, dabei denkt er aber für sich das Gegenteil. Er sagt sich: Widerspruch hilft jetzt doch nichts, es gibt nur Püffe, also füge ich mich; es kommt aber die Zeit, wo ich handle, wie ich denke. Der Hottentott ist ein Lügner; er lügt auch, wenn er auf frischer Tat ertappt wird. Nur seine unersättliche Gier läßt ihn alle Vorsicht vergessen. Gewiß hat der Schakal nicht nur das Fett abgeschnitten, sondern sich erst vollgefressen. Solch ein Augenblicksmensch ist der Hottentott; die Zukunft kümmert ihn nicht.

2. Wie der Pavian und die Schlange vom Schakal überlistet werden.

Ein Pavian fand eine Schlange zappelnd unter einem Stein. Als er den Stein aufhob, um die Schlange zu befreien, wollte sie ihn beißen. Der Pavian sagte: „Nein, wir wollen erst zu klugen Leuten gehen und fragen, ob es recht ist, daß du mich beißen willst, obgleich ich dir geholfen habe.“ Die Hyäne, die sie fragten, sprach: „Und was wäre es gewesen, wenn sie dich gebissen hätte?“ Unzufrieden damit, sagte der Pavian zur Schlange: „Komm, wir wollen zu anderen klugen Leuten gehen,“ und sie kamen zum Schakal. Als er alles gehört hatte, sagte er: „Ich kann das nicht glauben, was du erzählst, laß uns an die Stelle gehen, wo die Sache geschehen ist!“ Hier sagte der Schakal zur Schlange: „Lege dich hin!“ und zum Pavian: „Bedecke sie mit dem Stein!“ Die Schlange zappelte wieder und konnte nicht hervor. Als nun der Pavian den Stein fortnehmen wollte, rief der Schakal: „Laß sie doch allein hervorkommen, sonst beißt sie dich!“ und sie gingen weg.

Klug sind Schlange und Pavian, aber klüger ist der Schakal. Mit seiner Klugheit verbindet er Gerechtigkeitsfönn. Auch der Hottentott hat einen starken Gerechtigkeitsfönn, eine ihm zugefügte Ungerechtigkeit vergißt er nie; Böses vergilt er immer mit Bösem, Gutes allerdings erwidert er nicht. Erwiesene Milde, wie sie

der Davian üben wollte, ist dem Hottentotten fremd und unverständlich.

3. Die Fabel vom fliegenden Löwen.

Früher konnte der Löwe fliegen, und kein Tier war vor ihm sicher. Den von ihm gefangenen Tieren durften aber die Knochen nicht zerschmettert werden; daher setzte er zwei weiße Raben als Wächter der Gebeine ein. Ein Ochsenfrosch aber kam herzu, zerbrach die Gebeine und sprach zu den Raben: „Wenn der Löwe kommt, so sagt ihm, dort am Bley bin ich zu Hause.“ Währenddessen belauerte der Löwe das Wild, und als er zum Fang auffliegen wollte, konnte er es nicht. Er sagte sich: Da ist sicher in meiner Werft etwas in Unordnung, und er ging nach Hause. Da erzählten ihm die Raben, warum er nicht mehr fliegen konnte: „Ein Mann war hier, zerschmetterte die Gebeine und sagte, wenn der Löwe kommt, dort am Bley wohne ich.“ Der Löwe ging hin und beschlich den am Ufer sitzenden Ochsenfrosch. Als er ihn fassen wollte, sagte dieser: „Oh!“ tauchte unter und ruderte ans andere Ufer. Der Löwe konnte ihn nicht fangen und ging heim. Seitdem geht er nur zu Fuß.

Also der Unbezwingliche, von allen Gefürchtete, hier fällt er der Schlaubeit eines Frosches zum Opfer, der nur Oh sagen kann. Reck setzt sich der Frosch weg über das Gebot des Königs, dessen Macht er genau kennt; frech teilt er sogar seinen Wohnort mit, denn er weiß, daß ihm der Löwe dorthin doch nicht folgen kann. Mit Hohnlachen verschwindet er im Wasser, das dem Löwen als Jagdgebiet fremd ist, und verspottet ihn noch. Denken wir an Hendrik Witbooi! Er kannte genau unsere gewaltige Stärke, wußte aber auch, daß er uns in den wasserarmen Steppen des Ostens überlegen war. Bei Groß-Nabas verspotteten seine Leute unsere aufs äußerste erschöpften Truppen mit den höhrenden Worten: „Banja Dorst, Dütschmann? Hier lekker Water!“ Der wirklichen Gefahr aber wichen die Hottentotten aus. Wurde ihnen eine Stellung zu warm, so räumten sie den Ort, meist so geschickt, daß sie unbemerkt entwichen.

In den meisten Fabeln wird die List verherrlicht und die geschickte Ausrede. Lügen und Stehlen sieht der Hottentott nicht als Laster an. Dazu ist er noch unglaublich faul; wenn ihn der Hunger

nicht zwingt, so arbeitet er nichts. Zur Besserung kann ihm nur ein gutes Vorbild und Vorleben der Weißen dienen. Jeden Fehltritt eines Weißen beutet er aus. Als ein Herr einem Hottentotten vorhielt: „Du lügst!“ erhielt er die Antwort: „Mister lügt ja auch!“ So muß denn der Hottentott mit Vorsicht, aber streng und gerecht behandelt werden. Jede unangebrachte Milde macht ihn unverschämt und eingebildet. Anschreien und Schimpfen lassen ihn heimlich über den Weißen spotten, der sich so aufregt. Als Kenner des Charakters seines jähzornigen Herrn bittet er, nachdem das Zorngewitter über ihn dahingebraust ist, ganz unschuldig um eine Pfeife Tabak, seinen Herrn so entwaffnend. W a n d r e s (Windhuker Nachrichten).

76. Wie ich Missionar wurde.

Wie klopfte mir das Herz, als der Pastor meines Heimatdorfes zu mir sagte: „Die Sache ist abgemacht; von Berlin ist Antwort gekommen, du sollst ins Missionshaus aufgenommen werden. Mach dich fertig und reise in Gottes Namen!“ Ich hatte die Stimme nicht zum Schweigen bringen können, die in mir, seit ich die Missionsstunden besuchte, immer lauter rief: „Du mußt Missionar werden!“ Ich erzählte das dem Geistlichen, der mich eingesegnet hatte. Er hörte mich freundlich an und riet mir, vor allen Dingen die Einwilligung meiner Eltern einzuholen. Ich kann nicht ohne Tränen an die Worte denken, die mein alter, frommer Vater sprach nach langem Schweigen, als ich ihm den Wunsch meines Lebens vortrug: „Geh hin, mein Sohn! Der Herr lasse dich armes Reis grünen, blühen und viele Früchte bringen!“

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch das Dorf: „Albrechts Willi geht unter die Heiden!“ Von dem Abschiede von meinen Eltern will ich schweigen. Bald war ich auf unserer kleinen Bahnstation, und in wenigen Stunden gelangte ich nach Berlin. Zwei Missionszöglinge empfingen mich auf dem Bahnhof Alexanderplatz. Unendlich wohl tat mir die Herzlichkeit und Brüderlichkeit, mit der mich die beiden jungen Leute behandelten. „Wollen wir uns erst einmal das Missionshaus ansehen? Es ist noch bis 11 Uhr Unterricht, da kannst du dich doch noch nicht bei unserem Herrn Direktor melden. Hier unten ist die Küche, für 50 Personen wird hier täglich gekocht. Gerade gegenüber ist der Speisesaal. Hier unten

wohnt der Herr Direktor; er war vor kurzem in Afrika, um unsere Missionsstationen zu besuchen. Im ersten und zweiten Stockwerk wohnen zwei Missionsinspektoren; in dem neuerbauten Flügel rechts wohnt der dritte, der 25 Jahre Missionar in Südafrika war.“

Dann führten sie mich in das Missionsmuseum im dritten Stock. Was es da alles zu sehen gab! Vor dem mächtigen ausgestopften Löwen bekam man einen ordentlichen Schreck. Und dann die vielen anderen seltsamen Tiere und die Gerätschaften, Waffen, Werkzeuge und Kleidungsstücke der Heiden in Afrika und China! Manches ist so glatt und sauber geschnitz, daß man staunt. Auch Ackergerätschaften der Basuto, breite, eiserne Hacken, sind da, mit denen die armen Frauen das ganze Feld umhacken müssen, dazu auch Proben von dem Kaffernkorn, das sie bauen. Höchst merkwürdig ist die Ochsenpeitsche; der Stiel ist über drei Meter lang und die Schnur wohl acht bis zehn Meter. Die Leute in Südafrika sollen ja 20 Ochsen vor einen Wagen spannen!

Mittlerweile war es 11 Uhr geworden, da wurde es neben dem großen Betsaal im zweiten Stock lebendig. Die Zöglinge kamen aus der Unterrichtsstunde, lauter junge Leute von etwa 20 Jahren, die ihr Handwerk oder ihren sonstigen Beruf aufgegeben haben, um hier fünf bis sechs Jahre zu lernen und dann als Prediger hinauszugehen, sei es nach Afrika oder China.

Nach kurzer Zeit wurde ich dem Herrn Direktor vorgestellt, und als die ärztliche Untersuchung meine vollständige Gesundheit erwiesen hatte, wurde ich acht jungen Leuten auf einer Stube im dritten Stock zugewiesen. Der Schlaffaal ist gemeinsam; ein Vers in griechischer Sprache schmückt die Wand, er lautet auf deutsch: Wasche die Sünden ab und nicht allein das Angesicht!

Am zweiten Tag überraschte mich am Nachmittag ein herrlicher Posaunenchor. Wie gern habe ich später auch mitgeblasen! Die Orgeln sind in den Heidenländern selten, aber Trompeten lassen sich mitnehmen. Die Kunst des Posaunenblasens lernen wir im Missionshause, ebenso das Allernötigste von den ärztlichen Handgriffen, den Kennzeichen der häufigsten Krankheiten und ihren Heilmitteln. Auch mit dem Maurer-, Schlosser-, Tischler- und Schmiedehandwerk werden wir unten in den Werkstätten bekannt gemacht; denn draußen unter den Heiden heißt es: Selbst ist der Mann!

Aber freilich, wichtiger als das alles ist das Studieren. Wenn einer bloß eine Volksschule besucht hat, wie ich, dann kommt er erst zwei Jahre auf die Vorschule und dann vier Jahre in das Missionsseminar. Wenn einer schon in der Vorschule, wo Deutsch, Rechnen, Raumlehre, Geschichte, Erdkunde und Naturkunde getrieben wird, nur mit Schwierigkeit fortkommt, dann wird er wieder entlassen und kann nicht Missionar werden.

Auf dem Missionsseminar fängt dann aber auch vieles ganz Neues an. Sofort gilt es, sich mit allem Fleiß auf die Erlernung der Eingeborenen Sprachen zu werfen; Englisch und Holländisch, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch kommen hinzu — eine neue Welt tut sich einem auf! Man lernt das Alte und das Neue Testament in der Grundsprache verstehen; dazu werden einem die lateinischen Werke der Kirchenväter zugänglich. All diese Spracharbeit soll uns ermöglichen, die Bibel in ihrer ganzen Tiefe zu verstehen. Zehn bis elf Stunden wöchentlich haben wir Bibelerklärung und Bibel lehre. Um das Christentum den heidnischen Religionen gegenüber als die wahre Religion erweisen und gegen Angriffe und Mißverständnisse verteidigen zu können, lernen wir diese heidnischen Religionen kennen. Natürlich müssen wir auch das Predigen und das Unterrichten üben.

Wie schnell werden die paar Jahre, die ich noch im Missionshause zuzubringen habe, vergehen; dann kommt die Abschiedsprüfung und der Abschied von Vaterland und Freundschaft. Ach, der Abschied! Es geht einem wohl durchs Herz wie ein Stich, wenn sich der Zug in Bewegung setzt, und man singt den Scheidenden: „Zieht in Frieden eure Pfade; mit euch sei unsers Gottes Gnade“, und sie winken Abschied für dieses Leben. Aber ich kann doch nicht anders; der Herr hat auch zu mir gesagt, des bin ich ganz gewiß: „Geh aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das ich dir zeigen werde!“

Gareis.

77. Die Einwanderung der Bastards.

Es war im Jahre 1865, als der Missionar Heidmann bei den Bastards, die damals noch südlich des Oranje-Flusses saßen, eintraf. Die Bastardansiedlungen erfreuten sich nicht der Gunst der englischen

Regierung. Von einwandernden Buren wurden die Weidfelder besetzt, und obwohl sich die Bastards an den Gouverneur und das Parlament in Kapstadt wandten und Schutz erbaten, ward ihnen keine Hilfe zu teil. So beschloffen sie denn, in das Groß-Namaland auszuwandern. Die Ausführung dieses Entschlusses wurde noch beschleunigt durch die Ereignisse, die sich in den Jahren 1867 und 1868 im nördlichen Klein-Namaland abspielten. Wilde Horden von Koranna-Hottentotten und Buschleuten brachen in diesen Jahren aus den östlichen Wüsten herein und stürzten sich raub- und mordlustig auf die blühenden Bastard- und Burenniederlassungen am Oranjesflusse. Bald konnte man nachts den Feuerschein brennender Dörfer den Himmel erleuchten sehen, und die Auswanderung der Bastards im November 1868 glich einer eiligen Flucht. Aber ihr treuer Missionar ließ nicht von ihnen. Mit seiner Gemeinde zog er nordwärts über den Fluß, unter tausend Fährlichkeiten, durch Steppen und Wüsten, die Zersprengten sammelnd, die Schwachen und Verzagten tröstend, die Kranken heilend, dem Volk ein von Gott gesandter Führer in seinem harten Schicksal. Denn ohne ein bestimmtes Ziel zog die Gemeinde einer dunklen Zukunft entgegen, und mit scheelen Augen blickten die Namaastämme des Nordens auf das Häuflein der Heimatlosen, das ihre Gebiete durchquerte. Was wäre wohl aus diesen geworden, wenn nicht Heidmann, dem 1869 noch seine Frau folgte, mit ihnen gewesen wäre! Und in den schweren Tagen wurden die beiden nicht müde, dem Volke Gutes zu tun. Als im Jahre 1871 der Stamm sich in Rehoboth sammelte, konnte sich Heidmann freudig sagen, daß nun wohl endlich das Ziel erreicht, der Lohn der unsäglichen Mühen gekommen sei.

Wer heute das gesittete, fröhliche Volk sich in dem lieblichen Dorfe tummeln, wer die stattliche Kirche, die schön gefaßten Quellen, die Gärten und die Herden sieht, denkt der daran, daß hier einst ein junges Missionarsehepaar einzog, selbst krank und schwach von Entbehrungen der langen, gefährvollen Reise und umgeben von einem Häuflein Verzagter, aber voll Hoffnung und Gottvertrauen? Wahrlich, das Leben dieses Mannes ist ein solches, wie jeder edle Mensch wünschen wird, es durchlebt zu haben, ein Leben voll Liebe und Treue, voll Hingabe und Gottvertrauen, voll Mut und Unverzagtheit, ein Leben ganz nach dem Wort: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! Schwabe, Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika.

78. Was ein Mittkämpfer von der Erstürmung der Nauklust im Jahre 1894 erzählt.

Die Stunde der Entscheidung naht. Am 1 Uhr nachts tritt die dritte Kompagnie im Lager an. Waffenklingen, unterdrücktes Sprechen, die Glieder ordnen sich; da kommt der Major Leutwein. Ein Händedruck noch, ein ernstes „Auf Wiedersehen!“ und fort geht es in die Nacht hinaus. Ein schwerer Marsch in der Dunkelheit; lautlos eilt die Kolonne vorwärts, der Spitze nach, die Leutnant Lampe führt. Ob und zu hört man einen dumpfen Fall und einen leisen Fluch, wenn wieder einer der Leute über einen Stein oder Baumstamm gefallen ist. Die Nacht ist stockdunkel, der Boden mit Fels-trümmern und spitzen Steinen bedeckt. Endlich, um 5 Uhr morgens, sind wir an der Felschlucht, und der Aufstieg beginnt. Mit umgehängtem Gewehr wird geklettert; oft sind die Abstürze so hoch und steil, daß einer auf des anderen Schulter steigen muß, um den nächsten Absatz zu erreichen; der letzte wird dann an Gewehrriemen heraufgezogen.

Die Feder vermag diesen Aufstieg nicht zu schildern, so unbeschreiblich und furchtbar waren die Anstrengungen, welche die Kolonne hier zu überwinden hatte. Oft hatte man sich verstiegen, und eine himmelhohe Felswand hinderte das weitere Vordringen; es mußte umgekehrt und ein anderer Weg gesucht werden. Nach vier Stunden ist die Höhe erreicht. Todmüde, mit zerrissenen Kleidern und zerfetzten Händen, sammelt sich die Kompagnie. Wütender Durst plagt alle; längst sind alle Feldflaschen geleert. Perbandt, unser Anführer, befiehlt eine halbe Stunde Ruhe, die dringend nötig, aber ebenso peinvoll ist; denn schon seit einer Stunde dringen Kanonendonner und Kleingewehrfeuer von Norden her zu uns herauf. Dort sollten wir jetzt unseren stürmenden Kameraden helfen. Vorwärts! Feldwebel Zachalowsky wird links mit einer starken Patrouille vorgeschickt; wir treten wieder an, und in ununterbrochenem Marsche geht es vorwärts, über steile Höhen und durch dunkle Schluchten, bergauf, bergab.

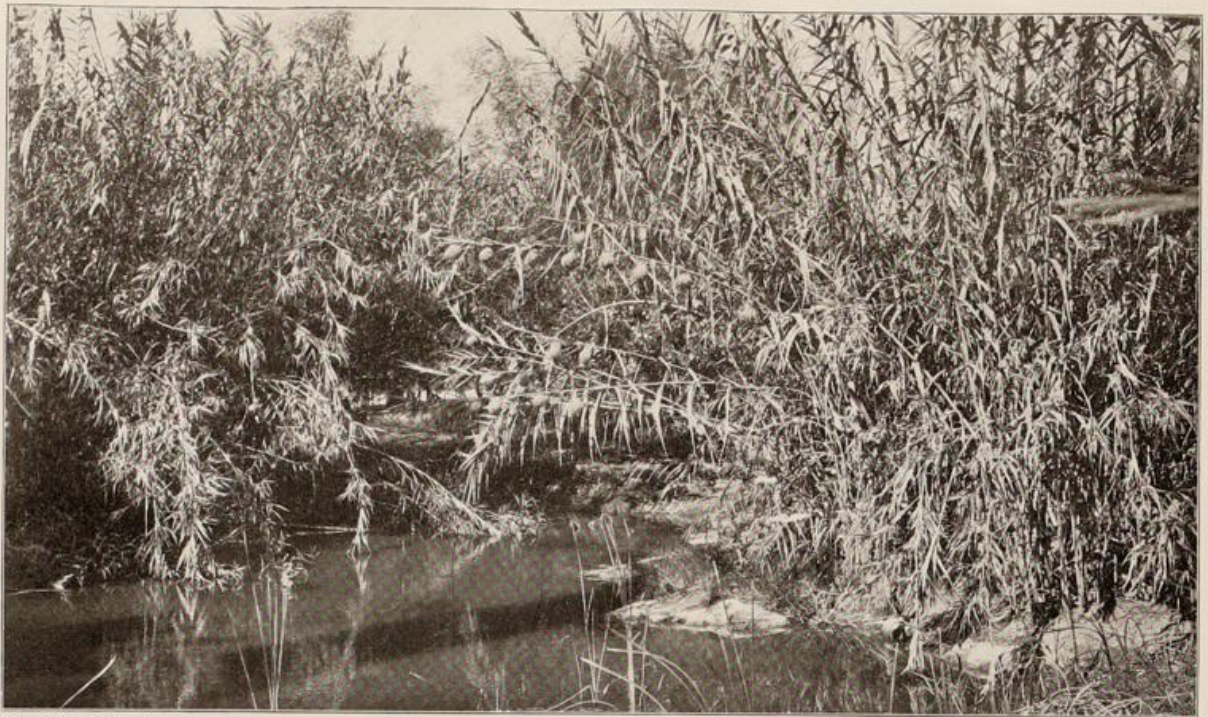
Glühend sind die Luft und der Erdboden, der die Strahlen der Sonne zurückwirft. Mechanisch setzen die Leute Fuß vor Fuß, der Atem geht keuchend, man ist wie in Schweiß gebadet. Aber vorwärts! Einer ermuntert den anderen, viele tragen zwei Gewehre,

um schwächere Kameraden zu entlasten, und alle beseelt nur der eine Gedanke, in das Gefecht zu kommen. Es ist 3 Uhr. Erdrückende, wahnsinnige Hitze! Plötzlich hemmt eine riesige, steilabstürzende Felswand das weitere Vordringen. Mit dem Mute der Verzweiflung versuchen wir dennoch hinabzuklettern; aber nur Perbandt, einem Trompeter und mir gelingt es, da wir schwindelfrei sind, die Wand zu überwinden; der mir nachfolgende Mann muß schleunigst wieder hinaufgezogen werden, da er abzustürzen droht. Ein einziger Fehltritt bringt hier sicheren Tod; denn die Sohle der Schlucht starrt von ungeheuren, wild durcheinander liegenden Felsblöcken. Den Körper dicht an den Fels pressend, das Gewehr am Riemen um den Hals, erreichen wir endlich den festen Boden, während die Kompagnie inzwischen einen bequemeren Weg gefunden hat. Nun geht es in der engen Schlucht an einem rauschenden Wasserfall entlang weiter, und gegen 5 Uhr abends öffnet sich vor uns die Naukluft. Die Leute liegen wie tot am Wasser und trinken wieder und wieder. Eine halbe Stunde Rast ist befohlen; aber der unermüdliche Lampe bricht mit einigen Leuten schon früher auf. Kaum ist er zehn Minuten fort, da kommt einer seiner Reiter zurückgeeilt und ruft uns schon von weitem zu: „Die Geschütze sind in Gefahr, die Sottentotten greifen an!“ Sofort wird angetreten und im Eilschritt vorgerückt. Die Schlucht wird immer enger. Bald hier, bald dort wachsen aus den Bergen felsige Querriegel hervor, die umgangen werden müssen. An einer anderen Stelle wuchert übermannshohes Rohr in so dichten Massen, daß man auf vier Schritt seinen Vordermann nicht sieht. Jetzt wird das Gelände freier, man sieht die Spuren der Geschütze, und auch die Zeichen des stattgehabten Kampfes mehren sich. Überall liegen Ausrüstungsstücke auf dem Boden umher, hier gerollte Mäntel, Brotbeutel, Kochgeschirre, Sättel und Decken, dort zerbrochene Gewehre, weißbezogene Witbooihüte und blutige Lappen. Im Vorübereilen erkennen wir deutlich die Stellung der Unseren an den massenhaft umherliegenden Patronenhülsen. Es dämmt bereits; aber an einer kleinen Anhöhe vermögen wir die Leichen von drei bis vier Witboois zu erkennen, die wohl ein Schrapnell niedergedrückt hat. Immer näher ertönt jetzt das Gewehrfeuer, und immer eiliger wird der Marsch. Kurz darauf hört die Schlucht plötzlich auf, ein kleiner Talkessel öffnet sich vor uns, durchtobt von dem sinnverwirrenden Lärm eines heftigen Kampfes. Tausendfach



Phot. Hint, Windhut.

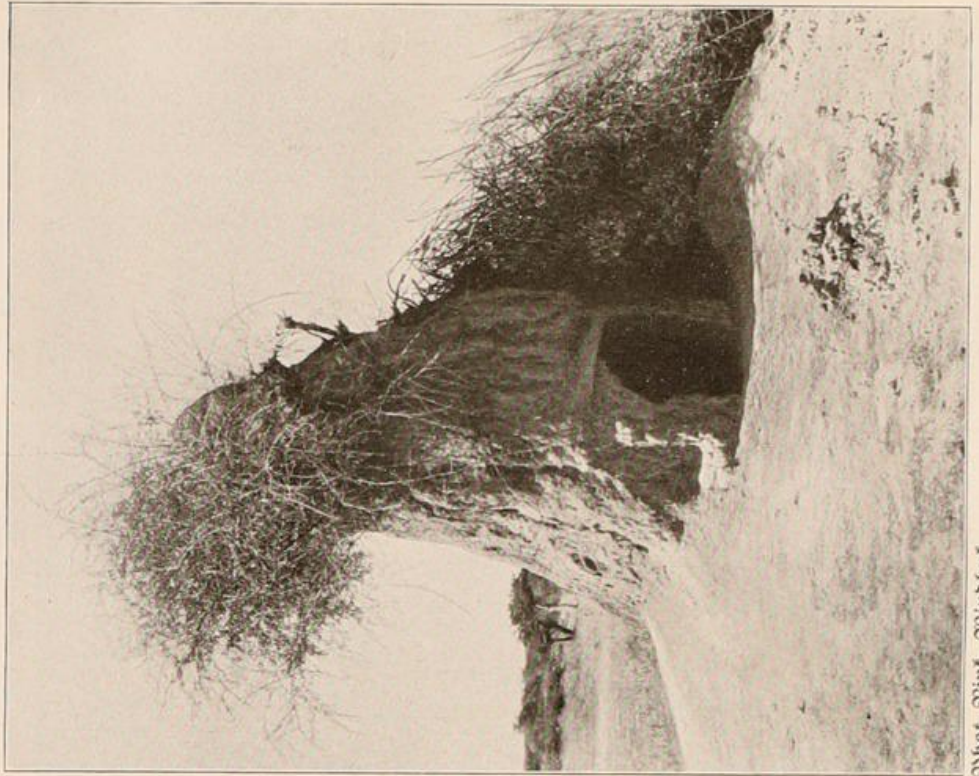
Nester der Webervögel.



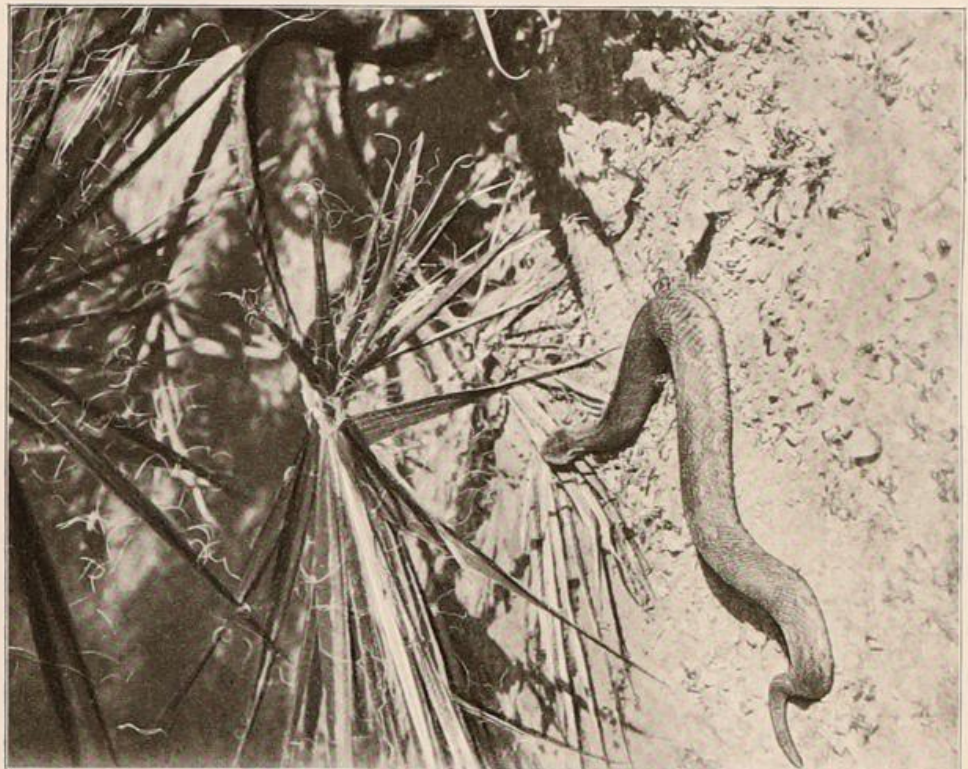
Phot. Rint, Windhut.

Nester der Webersvögel.

Safel 17.



Phot. Nint, Windhut.
Ermittenbau.



Phot. Nint, Windhut.
Puffotter.



Phot. Nint, Windbut.

Puffotter.



Phot. Nint, Windbut.

Termitenbau.

hallt jeder Schuß von den mächtigen, düsteren Wänden wieder, und wie brüllender Donner rollt das Echo in den Bergen. Im ersten Augenblick vermögen wir uns kaum zurechtzufinden, überall blitzt und kracht es, und die Dunkelheit sinkt schon hernieder. Jetzt verlassen wir die Schlucht: „Luffschließen! Schützenlinie formieren! Marsch, marsch!“ schallen die Kommandos. Waffentlirrend bricht die Kompagnie hervor, da pfeift und singt es um uns. Scharf schlägt hier ein Geschöß auf einen Stein, klatschend fährt dort ein anderes in einen Baum, und das Wasser des Baches spritzt hoch auf.

Vor uns liegt eine schwarze, langgestreckte Klippe, von der uns zugerufen wird: „Hierher, dritte Kompagnie, hierher!“ und in dem rasenden Feuer richtet sich unser Lauf dorthin. „Die Klippe besetzen, Schnellfeuer!“ Halb fallend, schwer aufschlagend, werfen sich unsere Schützen nieder, und nun beginnt ein Höllenfeuer, wie ich es nicht wieder erlebt habe. „Das war Hilfe zur rechten Zeit,“ schreit mir Leutnant Diestel aufatmend ins Ohr, „die Hunde hätten uns sonst alle kalt gemacht.“ Das Feuer verstärkt sich auf beiden Seiten, die nächsten Schützen des Feindes sind nicht 100 Meter entfernt; aber nichts ist zu sehen außer dem Aufblitzen der Schüsse. Und von allen Seiten wird auf uns gefeuert, aus dem Talkessel hinter Bäumen und Felsen hervor, von den niedrigen Klippen, von den Hängen der unsere Stellung gewaltig überhöhenden Berge und aus dem Röhricht des Baches. Ungefähr 50 Meter vor unserer Stellung stehen die Geschütze und Prozen, um die der Kampf tobt. Unter der einen Proze fallen fortgesetzt Schüsse; dort liegt der tapfere Gefreite Richter, der unverwundet blieb, trotzdem die Geschütze zahllose Geschößspuren aufwiesen.

Allmählich breiten sich unsere Linien mehr und mehr aus; ein Fels rechts seitwärts wird besetzt, Brustwehren werden schnell aus Steinen gebaut, und das feindliche Feuer wird schwächer. Nach ungefähr zwei Stunden zieht Verbandt die Schützenlinie dicht hinter die Klippe zurück; die Leute schlafen auf der Erde ausgestreckt, das Gewehr im Arm, Doppelposten bleiben in den Stellungen liegen und wechseln einige Schüsse mit den Witboois in der Ferne; von den Bergen aber im Nordwesten schallt noch immer heftiges Gewehrfeuer herüber. Dort muß die erste Kompagnie im Kampfe liegen. Von Diestel und Sander, die mit nur acht Mann die Geschütze verteidigt

und in großer Gefahr geschwebt hatten, erfuhren wir nun die Vorgänge bei der ersten Kompagnie.

Diese war unter der heldenmütigen Führung des Hauptmanns von Estorff um 6 Uhr morgens in den Haupteingang der Nauklust eingedrungen, nachdem die Geschütze die Schanzen rechts und links auf den Höhen unter Feuer genommen hatten. Heftiger Widerstand empfing die sprungweise vorgehenden Schützenlinien, die aber in unaufhaltsamem Vordringen blieben und den Feind, der sich ganz gedeckt in vorzüglichen Stellungen befand, nach furchtbaren Anstrengungen zurückwarfen. Hauptmann von Estorff, der am linken Fuße verwundet wurde, blieb gleichwohl zu Pferd und bei der Kompagnie, die nun unter Kreuz- und Rückenfeuer von den Berghängen herab die Hottentotten aus einer zweiten Stellung warf. Schon waren mehrere schwere Verwundungen zu verzeichnen, und Leutnant Volkmann mußte mehrfach seitwärts gegen die Schanzen an den Berghängen vorgehen. Eine Stunde später entbrannte in der Hauptwerft Witboois ein neuer Kampf, und der Feind zog sich trotz heftigen Geschütz- und Gewehrfeuers erst zurück, als es Volkmann gelungen war, eine die feindliche Stellung überhöhende Klippe zu erklimmen.

Schwabe, Mit Pflug und Schwert in Deutsch-Südwestafrika.

79. Die Verteidigung von Namutoni 1904.

An der Ostseite der Etoschafanne liegt Namutoni. Wo man heute die große Feste sieht, stand im Jahre 1904 nur ein Turm mit einem kleinen Nebengebäude.

Als im Januar jenes Jahres sich Samuel Maharero mit den Herero gegen die deutsche Herrschaft erhob, glaubte der Ovambohäuptling Nchale, Namutoni zurückerobern zu können. Mit 600 Mann, von denen 300 mit Gewehren bewaffnet waren, rückte er am Vormittage des 28. Januar in die Nähe der Station, in der sich vier Soldaten und drei Farmer aufhielten. Er versteckte sich und sandte einige Leute voraus. Sie sollten unter dem Vorwande, Vieh kaufen zu wollen, die Weißen von der Station fortlocken. Doch die Kriegslust wurde erkannt, und den Deutschen gelang es, das obere Stockwerk des Turmes zu erreichen. Nchale rückte nun vor und wollte im Sturme den Turm erobern. Doch die wohlgezielten Schüsse der

Tapferen hielten seine Krieger zurück. Nur wenigen gelang es, unten in den Turm zu kommen. Als aber einer von ihnen mit einem Schusse durch das Wellblechdach getötet wurde, suchten die anderen das Weite. Nachdem noch mehrere Sturmversuche Nchales gescheitert waren, zog er sich unter Mitnahme des Viehes zurück. Der fünfstündige Kampf hatte ihn 108 Tote gekostet; die Deutschen hatten keine Verluste. Da sie wußten, daß Nchale seinen Plan, Namutoni zu erobern, nicht aufgeben würde, und sie auch nur wenig Patronen hatten, zogen sie sich unter ihrem tapferen Führer, dem Sergeanten Großmann, in der Nacht nach Sandhub zurück. Hier war unterdessen eine kleine Ersatzabteilung angelangt, mit der sie nach Grootfontein abrückten. Nchale kam am nächsten Tage wieder und zerstörte die Station. Aber die Lust zu einem weiteren Kriege mit den Deutschen war ihm bei seinen großen Verlusten vergangen.

Rohmann.

80. Der Siegeszug der Kompagnie Franke.

Die zweite Kompagnie war gerade in Gibeon, als sie die Nachricht vom Ausbruche des Hereroaufstandes erreichte. Ihr Führer, Hauptmann Franke, beschloß, sofort nach Windhuk zurückzumarschieren und die etwa 380 Kilometer betragende Entfernung in fünf Tagen zu bewältigen. Das war ungeheuer anstrengend für Mensch und Tier. In dem Brief eines Mittkämpfers heißt es: „Der Hauptmann nahm seine Kompagnie zusammen und hielt folgende Ansprache: ‚Ich habe die Nachricht erhalten, daß bei Windhuk ein schweres Gefecht stattgefunden hat und von Okahandja keine Nachricht vorliegt. Ich muß von jedem Mann, ob Offizier oder Reiter, das Äußerste verlangen. Ich muß gut deutsch mit euch reden; wenn ich euch anfare, so denkt, daß es auf die Form nicht ankommt; ich weiß aber, daß ich mit tüchtigen, braven Kerls und deutschen Kameraden ziehe!‘ An demselben Tage wurde noch bis in die Nacht hinein marschiert; unsere Ermüdung wurde schließlich so groß, daß wir uns kaum noch auf dem Pferde wach halten konnten.“

Von Windhuk ging die Kompagnie gleich weiter nach Okahandja, um den Ort zu entsetzen. Durch das reißende Wasser des Swakop bei Osona aufgehalten, traf die Heldenschar erst am Geburtstage des Kaisers in Okahandja ein. Die Herero hatten den Kaiser-Wilhelm-

Berg, das Wahrzeichen des Ortes, stark besetzt. Trotz der vorzüglichen Stellung des Feindes griff Hauptmann Franke sofort an und hatte nach sechsständigem Gefecht unter ungeheuren Anstrengungen die von dem fliehenden Feinde verlassenen Anhöhen in Besitz. Weiter ging's nach kurzer Rast, zunächst nach Karibib, dann nach Omaruru. Hier leisteten die Herero, auf ihre gut gedeckten Stellungen und ihre zehnfache Übermacht vertrauend, verzweifelten, hartnäckigen Widerstand.

Schon sechs Stunden lag hier die Truppe im Gefecht. Heiß brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel hernieder; die Leute hatten so gut wie nichts gegessen, Wasser und Munition wurden knapp. Die Verluste mehrten sich, und die Kräfte der Soldaten begannen nachzulassen. Hauptmann Franke erkannte, daß die Lage auf die Dauer unhaltbar war und nur eine rasche und kühne Tat Rettung bringen konnte. Das beste Mittel schien ihm ein Sturmangriff gegen den Feind in der Front. Er rief der Schützenlinie den Befehl zu, zum Sturm anzutreten. Sei es, daß die Mannschaften zu erschöpft waren, sei es, daß der Befehl in der weit zerstreut liegenden Schützenlinie nicht weitergegeben wurde, gleichviel, er wurde nicht allgemein befolgt. Da schwang sich Hauptmann Franke auf seinen Schimmel, sprengte hoch zu Ross vor die Front und wollte allein auf den Feind eindringen. Diese hinreißende Tat zündete; wie mit einem Schlag erhob sich die ganze Linie, begeistert, mit lautem Hurra folgte die zweite Feldkompagnie ihrem geliebten Führer. Dem todesmutigen Ansturm hielt der Feind nicht stand. Seine bis jetzt so zähe Widerstandskraft brach zusammen; er floh über den Omarurufluß, noch wirksam beschossen von der Abteilung Ruhn. Es war wie ein Wunder, daß der Hauptmann samt seinem Pferd unverletzt geblieben war. Das Gelingen ist nicht zum wenigsten dem rechtzeitigen Eingreifen der Abteilung Ruhn zu verdanken, wie überhaupt die Umsicht und Tatkraft, die Stabsarzt Dr. Ruhn und der tapfere Feldwebel Müller bei dem Gefecht an den Tag gelegt haben, wesentlich zu dem Gesamterfolg beigetragen haben. Damit endete dieser schwere Kampf: Omaruru war aus gefahrvoller Lage befreit.

Nach dem Generalstabswerk:

Die Kämpfe der deutschen Truppen in Deutsch-Südwestafrika.

81. Schutztruppenlied.

(Siehe Tafel 2.)

Ich bin ein junges Reiterblut — in kaiserlichem Sold,
Trag' auf dem Ohre keck den Hut, — frag' nicht nach Lieb' und Gold,
Hab' unter mir ein flottes Pferd — und führ' ein gut Gewehr,
Was sonst der Himmel mir beschert, — das wiegt bei mir nicht schwer.
Wir dienen dir, lieb' Vaterland, — in Südwestafrika;
Schutztruppe werden wir genannt, — zum Schutze sind wir da.

Brennt noch so stark der Sonne Glut — auf heißem Wüstenland,
Wir krepfen um den breiten Hut — und zieh'n vergnügt durchs Land;
Quält uns der Durst auch noch so sehr, — quält uns der Hunger schier,
Wir nehmen's alle nicht so schwer, — denn alle denken wir:
Wir dienen dir, lieb' Vaterland, — in Südwestafrika;
Schutztruppe werden wir genannt, — zum Schutze sind wir da.

Und haben wir so manche Nacht — zu Fuß und auch zu Pferd
Dem Schlaf getrost und treu gewacht, — es hat uns nicht beschwert.
Für deutsche Brüder tun wir's gern, — und Stolz erfüllt die Brust
Für unsern Kaiser, unsern Herrn, — denn wir sind uns bewußt:
Wir dienen dir, lieb' Vaterland, — in Südwestafrika;
Schutztruppe werden wir genannt, — zum Schutze sind wir da.

Wir fochten schon so manchen Strauß — in Busch und Felsgeröll
Mit diesen schwarzen Teufeln aus — und färbten rot ihr Fell.
Sie rissen aus, wir hinterdrein, — so weit der Himmel blau,
Und holten wir sie selten ein, — sie wissen doch genau:
Wir dienen dir, lieb' Vaterland, — in Südwestafrika;
Schutztruppe werden wir genannt, — zum Schutze sind wir da.

Doch ach, so mancher Kamerad — in voller Lebenskraft,
Bei todeskühner Reitertat — ward er dahingerafft.
Für unsern Kaiser, für das Reich — gab er dahin sein Blut,
Auf sein Gesicht, so todesbleich, — da legten wir den Hut.
Wir dienen dir, lieb' Vaterland, — in Südwestafrika;
Schutztruppe werden wir genannt, — zum Schutze sind wir da.

Und kommt auch mal an uns die Reih', — wir bleiben unverzagt,
In jedem Kampfe wird aufs neu' — das Leben frisch gewagt.
Wir kämpfen ja für deutsche Macht, — für deutsche Herrlichkeit,
Der fernen Heimat wird gedacht — treulich in Freud' und Leid.
Wir dienen dir, lieb' Vaterland, — in Südwestafrika;
Schutztruppe werden wir genannt, — Schutztruppe hoch, hurra!

Richard.

82. Ein Patrouillenritt am Waterberge.

Aus dem Kriegstagebuche des Leutnants Grafen Arnim.

Sonntag, den 17. Juli 1904.

Wir sind um 6 Uhr morgens weggeritten, 17 Reiter stark. Es ging nach Nordwesten; der Busch war sehr dicht, dann kamen einige freie Flächen. Hier stand ein Hartebeest auf 200 Schritt, wie gemalt, und sah uns erstaunt an. Wegen der Nähe des Feindes konnten wir natürlich nicht schießen. Das Tier begleitete uns noch eine ganze Strecke Weges. Wir biegen nach Westen um: die ersten Spuren vom Feinde! Im dichten Busche hatte Vieh in Mengen gestanden; auch hatte das Bambusenvolk überall nach Feldkost gegraben. In einem Flußbette fanden wir viele sauber ausgestochene Wasserlöcher. Sie sind das Werk von Klippkaffern, gefangenen Namas und Bastards. Auf der Fläche hinter den Wasserstellen satteln wir ab. Als Posten setzen wir einen Witbooi auf einen Baum. So ließen wir die Haupttize des Mittags vorübergehen, tränkten dann nochmals und ritten los. Wir wußten, daß wir nunmehr 24 Stunden lang kein Wasser haben würden.

Den kleinen Waterberg mußten wir umreiten, um das Tal zu erreichen, durch das die Herero ihren etwaigen Abzug bewerkstelligen konnten. Am Fuße des Berges stiegen Staubwolken auf; folglich war die Gegend vom Feinde besetzt.

Der Mond ging auf. Da plötzlich heißt es: „Halt!“ Ein Feuer ist sichtbar geworden, scheinbar ganz nahe vor uns. Doch die vorgeschobenen Posten kommen mit der Meldung zurück, daß das Feuer noch sehr weit entfernt sei. Vorsichtig geht es weiter. Wieder: „Halt!“ Diesmal riecht es nach Rauch, ohne daß ein Feuer sichtbar ist. Ein Soldat steigt auf einen Baum und entdeckt zu unserer Rechten viele Feuer. Wir sind also inmitten von Hererowerften! Es gelingt uns, unbemerkt durchzukommen.

Es war nun völlig dunkel, dazu empfindlich kalt. Alle hingen stumm und erfroren auf den müden Pferden; jeder war besorgt, den Vordermann nur nicht im Dunklen verschwinden zu lassen. Denn wer die anderen aus dem Auge ließ, war verloren; darüber war niemand im unklaren. Wir waren mitten im Feinde; rechts und links von uns, am Abhange der Berge, mußten die Werften jetzt geradezu dicht gedrängt liegen. Rufen, um uns wieder zusammen-

zufinden, wäre unmöglich gewesen. Die tiefe Stille unterbrach nur das Schnauben und Straucheln der Pferde, das Rauschen der Dornbüsche und ab und zu ein unterdrückter Fluch eines von den Dornen unsanft Heimgesuchten. Links weinte nun ein Kind, rechts wurde ein Feuer rasch gelöscht. Natürlich glaubten wir uns entdeckt; aber es erfolgte nichts.

Es wurde heller, und ein herrliches Landschaftsbild tat sich vor uns auf. Vor uns waren die schroffen Abhänge des Waterberges, dessen dichtbewaldete Höhen, von der aufgehenden Sonne in wunderbare Farben getaucht, dalagen. Ein blauer Duft stand über den Bäumen, die einzige Spur von den Feinden. Denn der Duft war der Rauch der Feuer in den Werften. Unsere Lage war nicht gerade angenehm; denn wenn wir entdeckt wurden, waren wir verloren. Wir zogen uns hinter einen Hügel zurück und suchten uns von dessen Gipfel aus zurechtzufinden. Zu dreien kletterten wir hinauf; da hörten wir vor uns Schritte, Lachen und Schwazen. Dicht unter der Kuppe, auf der wir lagen, zog ein Trupp Herero vorüber. Endlich verflangen die Schritte der Schwarzen im Gebüsch, und wir hielten nun Umschau. Wir sahen, wie das Vieh zur Weide getrieben wurde; von einem Abzuge der Herero war also keine Rede. Dann ging es so leise wie möglich zurück zu unseren Leuten, die auch in großer Nähe Stimmen gehört hatten.

Dichter Busch bot uns Gelegenheit, nach Norden vorzudringen. Da sahen wir ein Weib, das arglos über eine Lichtung daherkam. Sowie es in den Busch eingetreten war, packten wir es. Das arme Ding schrie, als ob es am Spieße steckte; aber wir brachten es bald zum Schweigen. Wir setzten es auf ein Pferd; da es aber alle fünf Schritte herunterfiel, blieb uns nichts anderes übrig, als es daneben hertraben zu lassen. Weglaufen durfte es natürlich erst, nachdem wir es verhört hatten und selber halbwegs in Sicherheit waren. Die Witboois verständigten sich ganz gut mit dem Weibe. Wir erfuhren dadurch die Lage aller feindlichen Werften am kleinen Waterberge, auch sonst noch manches Wichtige. Gewehre sind beim Feinde reichlich vorhanden, doch sind die Patronen knapp. Die Herero haben viele Kranke und Verwundete. Die Nahrung ist spärlich, Weide und Wasser aber sind reichlich vorhanden. Wie bei den alten Deutschen gehen die Weiber mit ins Gefecht und feuern die Männer durch ihre Reden an. Verwundete und Gefallene werden von ihnen zurückgeschleppt.

Damit wußten wir genug, und es kam nun darauf an, unserem Kommando alles so schnell wie möglich mitzuteilen. Vorsichtig ging es heimwärts.

Gegen 10 Uhr morgens bot uns ein offene Fläche Gelegenheit zu kurzer Rast. Da sahen wir, daß nunmehr die Herero uns nachstellten. Zu spät! Ein Glück für uns, daß sie sich in der Nacht vor Gespenstern fürchten und am kühlen Morgen nicht aus den warmen Pontoks herauszubekommen sind. Etwa 15 schwarze Gestalten gingen gegen uns vor. Einer stand aufrecht und beobachtete uns, die anderen schlichen wie Schlangen. Wir ritten fort. Die Versuchung war ja groß, sie herankommen zu lassen und ihnen eins auszuwischen; aber da konnten uns andere den Rückweg verlegen.

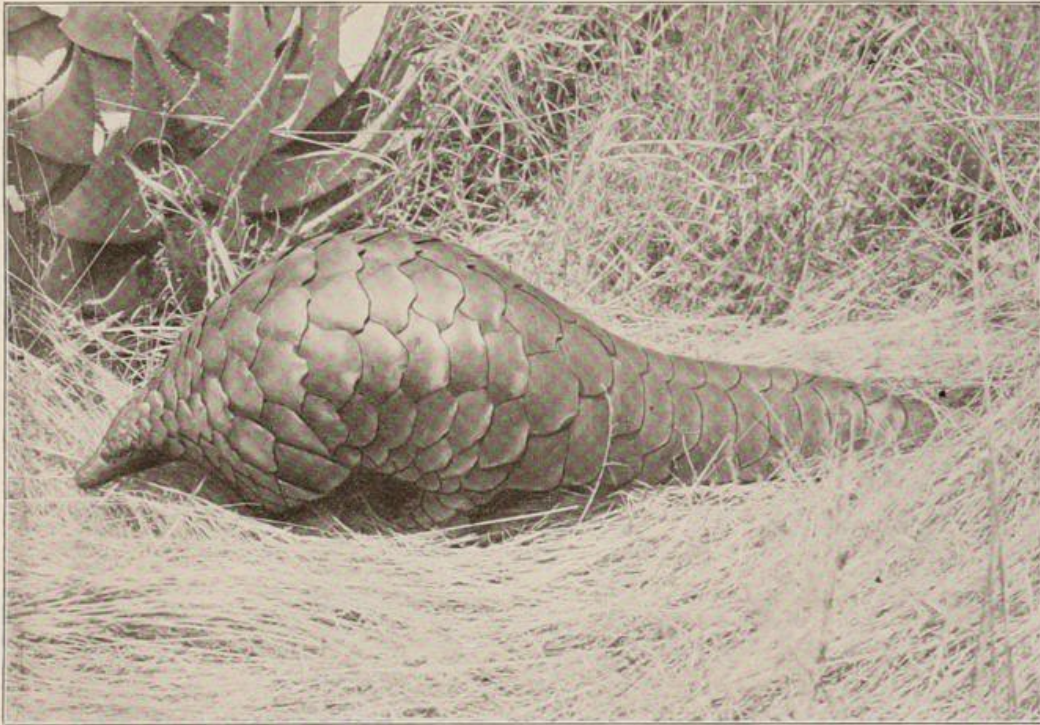
Um 6 Uhr abends waren wir wieder bei der Wasserstelle, an der unsere Pferde am Abend vorher getränkt worden waren. Seit 24 Stunden hatten sie kein Wasser bekommen; es versteht sich, daß sie mit der größten Gier sofften. Mein Brauner bekam auch gleich einen Schüttelfrost und erhielt einen Umschlag. In der Nacht hörten wir Viehgebrüll, und es stellte sich heraus, daß wir in der Nähe unseres Lagers waren. Wir kehrten gerade zur rechten Zeit zurück; morgen soll Aufbruch sein. Alle beglückwünschten uns zu dem Ergebnis der Patrouille: wir waren im Herzen der feindlichen Stellung gewesen und wissen jetzt, daß die Herero noch nicht im Abmarsch sind.

Nach dem Generalstabswerk:

Die Kämpfe der deutschen Truppen in Deutsch-Südwestafrika.

83. Auf der Verfolgung der Herero im Sandfeld.

Welche Schwierigkeiten für die Kriegführung in dieser Steppe! Die Tage waren im August schon reichlich heiß, die Nächte bis in den September hinein empfindlich kalt. So marschierten, bivakierten, verfolgten wir den Feind wochen- und monatelang. Die Pferde waren durch die Kämpfe am Waterberg und noch mehr durch die anschließende Verfolgung außerordentlich entkräftet. Hafer war knapp und fehlte oft gänzlich. Die Tiere blieben auf die Weide angewiesen, die trotz aller Grasbrände der Herero sich noch immer fand und bei bestimmten Grasarten eine überraschende Nährkraft bewies. Die Nachfuhr des Hafers, des Proviantes und der Munition mußte immer schwerer werden, je weiter nach Osten die Truppe zog.



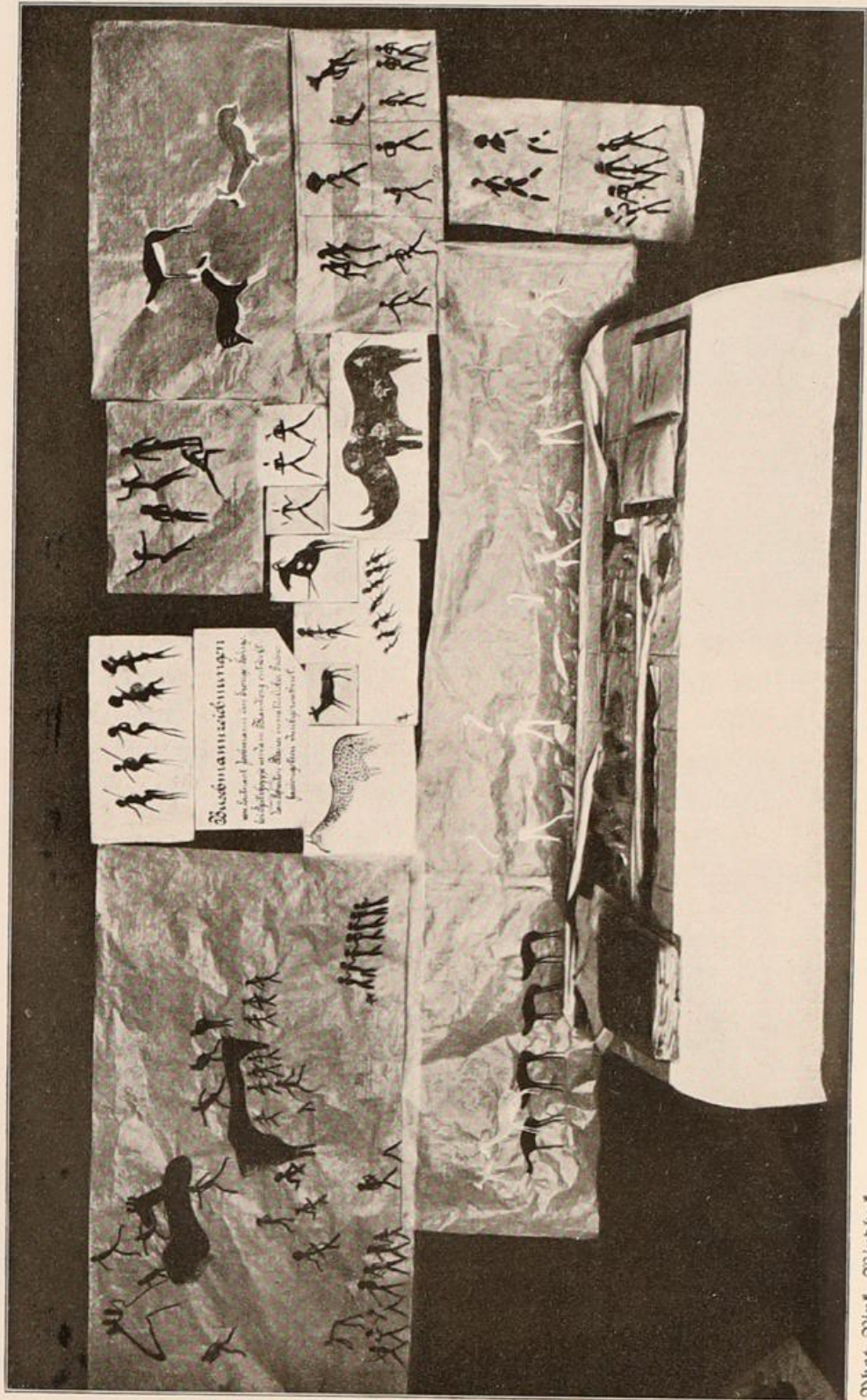
Phot. Nint, Windhut.

Schuppentier.



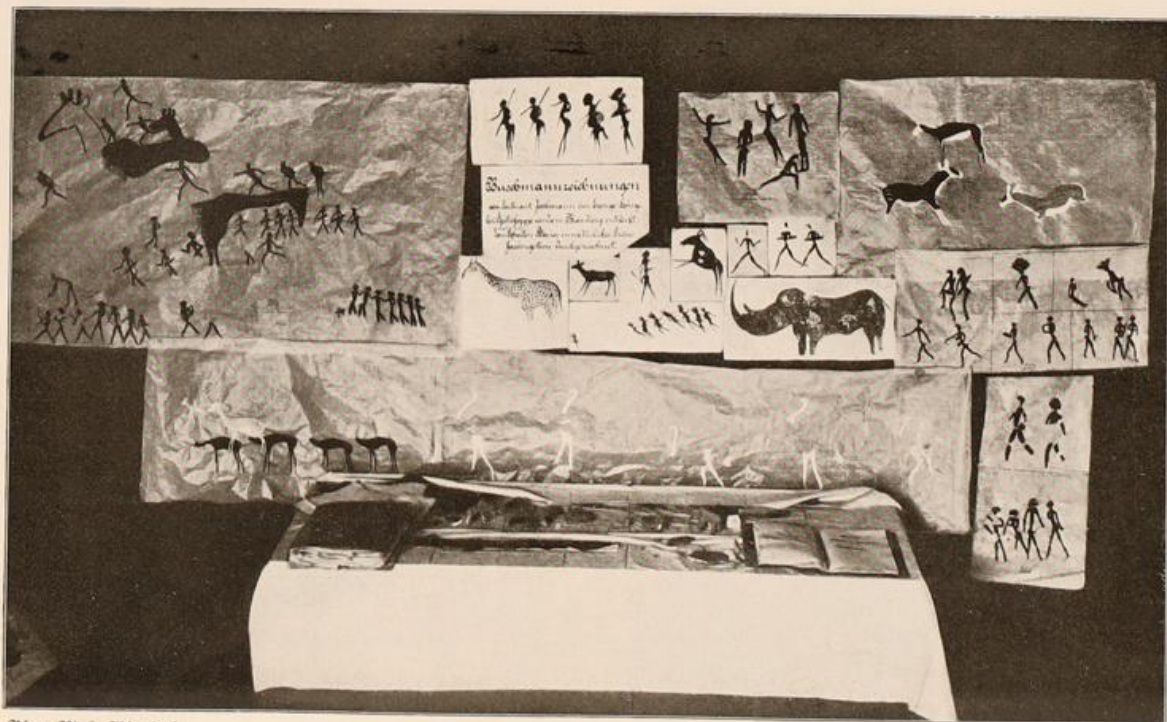
Phot. Nint, Windhut.

Ochsenfrosch.



Phot. Nint, Windhut.

Bushmannzeichnungen.



Oben. Nint, Windhut.

Buschmannzeichnungen.

Mit den müden Pferden reiten wir meist nur Schritt. Im Anfang eine quälende Geduldssprobe für den Reiter! Oder wir sitzen ab und führen. Wird ein kleiner Trab begonnen, so fallen bald erschlaffte Tiere unter dem Reiter. Das Pferd wird abgesattelt, und der Reiter zieht sein Roß zu Fuß hinter sich her. Da ertönt ein Schuß! Ein ganz erschöpftes Tier erhält den Gnadenschuß, um es nicht langsam verschmachten zu lassen. Wie viele Tierleichen häufen sich auf den Marschpfaden!

Genau wie Kaiser Rotbart lobesam durchs heilige Land, marschieren wir in dieser afrikanischen Steppe.

Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Durst sich abgetan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen — —

Wie oft wurden diese Verse im Gedächtnis aufgefrischt. Fing sie einer beim Lagerfeuer an, so fielen die anderen sogleich bestätigend ein. Der Humor war also nicht verdorrt, wenn wir die Märsche durchs Sandfeld noch in so poetischer Beleuchtung zu sehen vermochten.

Bei einer Lageransprache wandte ich Scheffels bekannte, stimmungsinne Verse von dem kreuzfahrenden Ritter vor Alkon auf unser Feldleben an:

Kampfmüd' und sonnverbrannt,
Fern an der Heiden Strand,
Waldgrünes Thüringland,
Denk' ich an dich.

Mildklarer Sonnenschein,
Du sollst mir Bote sein
Zur lieben Heimat mein
Weit übers Meer.

Feinden von allerwärts
Troßt meiner Waffen Erz;
Wider der Sehnsucht Schmerz
Schirmt mich kein Schild!

Doch, was das Herz auch klagt,
Musharr' ich unverzagt;
Wer Gottes Fahrt gewagt,
Trägt still sein Kreuz.

Dieser Schilderung stimmten alle zu, und mancher ließ sich hinterher Scheffels Worte still wiederholen. Nur ein Vorbehalt wurde ausbedungen: kampfmüd' war die Truppe dennoch nicht. Wenn die Schwarzen sich nur zur letzten Entscheidung stellen wollten und einholen ließen! Schmidt, Aus unserem Kriegsleben in Deutsch-Südwestafrika.

84. Nach dem Aufstande.

Zu Ende ging der Kampf. Verarmt, gefangen,
Ist das Hererovolk in unsrer Hand.
Wo seine mächt'gen Herden einst gegangen,
Das weite Feld ist weißen Mannes Land.
Nun, da vorbei des blut'gen Krieges Wehen,
Die grau'ge Tat verdiente Strafe litt,
Mehr's nur der Sieger Ruhm, wenn wir gestehen,
Ein Herrenvolk um Land und Freiheit stritt.
Und auch der Nama Horden sind vernichtet,
Zerlumppte Banden, zäh' und klug im Streit,
Und lang, bevor sie unser Schwert gerichtet,
Vom Schicksal schon dem Untergang geweiht.
Doch bringt die Opfer auch dies Land uns wieder,
An Sand und Dornen reich, an Quellen arm?
Auf trockne Steppen glüht die Sonne nieder,
Und einsam liegt die weitgesteckte Farm.
Zwar ist's ein Wunderland im schlichten Kleide:
Gib Wasser ihm, und du weckst üpp'ge Pracht;
Verdorrt Gräser bergen kräft'ge Weide,
Und edlen Stein und Erze Feld und Schacht.
Doch heut es auch das edelste Gestein,
So reich, wie's nur in Kimberley sich fand,
Und schenkte es noch Gold, so schwer und rein,
Wie's nur im Boden von Witwatersrand:
Die reichste Erde kann nicht wiedergeben
Die edle Saat, die hier wir eingesät,
Was dieser Kampf an jungem deutschem Leben,
Was Durst und Fieber grausam hingemäht!
So floß vergebens so viel teures Blut?
Nein, nimmermehr! Sucht nur des Streites Früchte
Im Staube nicht. Er brachte höh'res Gut;
Denn strahlend schrieb im Buch der Weltgeschichte
Hier deutsche Kraft ein gold'nes Ehrenblatt.

Ein Heldentum hat dieser Krieg gesehen
In stillem Dulden wie in kühner Tat,
Vor dem wir voll gerechten Stolzes stehen.
Vom Fürstenschloß zum fernsten Farmerhaus
Gelobt es bei der Tapfern Grabeshügeln:
Nie lösche ihr Gedenken in uns aus,
Bis Mär' und Sage einst es widerspiegeln!

Keding (in Kolonie und Heimat).

85. Im dreitägigen Ringen bei Groß-Nabas.

(2.—4. Januar 1905.)

Oben auf dem linken Höhenrande der steilen, zerklüfteten Felsufer zog die Truppe längs dem trockenen Flußbette weiter. Den Weg mußten sich Reiter, Geschütze und Wagen zwischen zerstreut stehendem Buschwerk selber bahnen. Eng aufgeschlossen, rücken wir langsam vor. Eine Patrouille hat noch am Abend zuvor 400—500 Sottentotten in unserer Nähe gemeldet, die flußabwärts eilten. Wieviel mag die ganze Stärke des Feindes betragen?

Unsere eigene Abteilung zählte nur etwa 220 Köpfe, da die drei Kompagnien sehr zusammengeschmolzen waren.

Das Gesträuch wird dichter, die Hochfläche faltiger und durch beide die Übersicht in bedrohlichem Maße erschwert. Zum Abteilungsstabe vorreitend, werde ich von Major Meisters neuem Adjutanten angerebet: „Passen Sie auf, in kurzer Zeit liegen wir im schwersten Gefecht!“ — Schon nach wenigen Minuten zischen uns die Kugeln um die Ohren. Im Nu ist alles abgefessen, und kurze, scharfe Befehle setzen die Truppe an. Die Geschütze kämpfen alsbald zwischen den Kompagnien auf beiden Flügeln. Der Gegner weicht eine Strecke zurück, liegt aber dann erst in seiner besten Stellung, in einer Felsenfestung mit klippigen Schluchten und bombensicheren Laufgräben, die von der Natur in den Fels geschnitten sind. Diese Felsenburg sollte die kleine deutsche Abteilung einer fünf- bis sechsfachen Übermacht entreißen.

Stundenlang dauert der heftige Kampf ohne entscheidende Fortschritte. Der Tag wird sehr heiß, und die meisten Schützen liegen hinter Steingeröll, hinter einer Bodenfalte oder leeren Geschosßkörben in der prallen Sonne. Die Steine strahlen solche Hitze aus, daß

man es kaum erträgt, ausgestreckt mit den Armen auf ihnen zu liegen. Bei der geringsten Bewegung droht aber sofort die heftigste Beschießung.

Auf dem Verbandplatze liegen schon eine Reihe Verwundeter und auch einige zurückgebrachte Tote. Die Leichtverwundeten werden schnell verbunden und kriechen in die nahe Schützenlinie zurück. Major von Nauendorff, der Führer der Artillerie, ist schwer verletzt. Er ruft mich an sein Schmerzenslager im Schatten eines Ochsenwagens und bestellt Grüße an die Seinen: „Bringen Sie meiner Mutter meine letzten Grüße und sagen Sie ihr, daß ich im Glauben an meinen Erlöser sterbe.“

Unser Friedhof, den wir an zwei Stellen ganz nahe bei dem Verbandplatz anlegen mußten, erhielt schon an diesem ersten Kampftage eine lange Gräberreihe, und dies immer bedrohlichere Ringen um Sein oder Nichtsein der ganzen Abteilung wütete unvermindert bis in die sinkende Nacht.

Das Gewehrfeuer erstarb schließlich, und eine ruhelose Nacht folgte. In der Schützenlinie durfte jeder zweite Mann, mit seinem Nebenmann abwechselnd, schlafen, und die Ermattung ließ die Leute wirklich in einen Halbschlaf sinken, aus dem einer hier und da wirt auffuhr. Die in der Finsternis zugetragenen Nahrungsmittel hatte kaum einer zu essen vermocht; alle litten Durst, Durst — aber keinen Hunger. Sehnsüchtig schauten wir nach den Gewitterwolken, die sich am Himmel zusammenballten, — allein der Wind verjagte die Wolken und unsere Hoffnungen. Es war wohl niemand, der ohne Gebet dem kommenden Morgen entgegenharrte.

Bei der ersten Dämmerung brach der Kampf mit verstärkter Heftigkeit los, um wieder bis zur dunklen Nacht zu währen. Niemand verhehlte sich an diesem Tage die vervielfachte Gefahr. Der Feind war in unverminderter Übermacht in seiner Felsenburg geblieben und wehrte uns die rettende Wasserstelle. Nach wenigen Stunden sengt die Sonne wieder unerbittlich herab. Beim Verbandplatze häufen sich die Verwundeten. Die beiden Ärzte, die hier verbinden, haben Tag und Nacht den schwersten Dienst. Major von Nauendorff leidet schwer; wer ihn doch mit Wasser laben könnte! Er ruft mit ersterbender Stimme: „1000 Mark für einen Schluck Wasser!“ und nach einer Weile von neuem: „10000 Mark für einen Schluck Wasser!“ Still kriecht auf diesen Ruf Sergeant Wehinger, selbst

am Fuße verwundet, zu seinem seufzenden Major und bietet ihm den Rotwein an, den er noch besitzt. Der Major sieht ihn dankbar an, wehrt aber mit auflodernder Entschlossenheit ab: „Lieber Sergeant, Sie brauchen das nötiger als ich, Sie müssen wohl noch zu Ihrem Geschütz; mit mir ist es doch bald aus.“ Es war der letzte Sieg, den der Sterbende errang. Die Schmerzen betäubten nachher seine Sinne, und einige Stunden später war er still entschlafen.

Der Schützenlinie brachte die immer glühender sengende Hitze unerhörte Durstqualen. Wohl denen, die von einem nahen Strauche die kleinen, zähen Blätter kauen konnten. Manche versuchten, das Blut erschossener Pferde und Maultiere zu schlürfen, andere steckten in der Angst des Durstes große Ameisen in den Mund. Der Tod war den Schmachttenden vielfach gleichgültig geworden, aber sie rissen ihre Kraft zusammen und taten ihre Pflicht. Doch traten auch einige Hitzschläge ein.

Dabei lockten drüben in Hörweite die Hottentotten mit höhnischen Zurufen: „Dütschman, banja Dorst? Komm, hier stief Water!“

Die Lage war bitterernst. Unsere Batterie konnte nur noch notdürftig zwei Geschütze bedienen und besaß nur eine ganz geringe, für den äußersten Fall aufgesparte Munition. Die drei schwachen Kompagnien waren durch den Verlust an Toten und Verwundeten insgesamt auf wenig über 100 Gewehre zusammengeschmolzen. Wie oft hatten wir schon voll bangen Sehns nach Südosten gelauscht, ob Oberst Deimling noch immer nicht Entsatz und Rettung bringe. Gegen Abend war ferner Geschützdonner gehört worden. Oberst Deimling ist also im Anmarsch. Gott sei Dank! Aber die Entfernung muß noch sehr groß sein. Was kann bis zu seinem Eintreffen alles geschehen, wenn Hendrik die Gunst seiner Lage auszunutzen versteht!

Es kommt die zweite Nacht, während deren unsere Truppe in der Schützenlinie ausharrt. Wie unsere überlebenden Zugtiere vor Durst brüllen! Sonst ist es unheimlich still nach dem unaufhörlichen Geknatter. Nur die Erschlaffung hilft einigen zu leisem, unruhigem Schlafe. Dann wieder ernste, wache Stunden. Jeder Krieger ist allein mit seinen Gedanken und seinem Gotte. Von den Lagern der Verwundeten klagt hier und da ein verhaltenes Stöhnen.

Am Morgen des 4. Januar, unseres dritten Gefechtstages, setzte das Feuer schwächer ein. Von der hohen Düne zu unserer Linken

fiel kein Schuß mehr. Es ist auch flußabwärts ein Trupp in scheinbarem Abzuge gesehen worden. Zieht der Feind auf den gestrigen Kanonendonner ab, oder hat Hendrik nur eine Kriegslift erfunden? Die Wasserstelle ist noch stark besetzt. Der Kommandeur berät mit einigen Offizieren, ob der Zustand der Leute das Wagnis eines Sturmes noch irgend gestatte. Die Truppe soll möglichst mit Wasser versorgt werden und ihre letzte Kraft zum Sturmangriff sammeln. Es muß gewagt werden!

Es ist eine bange Stunde, die wir nun pochenden, aber doch gehobenen Herzens durchleben. Die beiden Geschütze erheben wieder ihre langvermißte Stimme und helfen mit einigen Treffern zum Gelingen des Sturmangriffs, der nun erfolgt. Die anfangs zäh und heftig feuernden Feinde fliehen schreiend vor den blitzenden Bajonetten davon, und Geschütze und Sturmkolonnen stoßen siegreich nach.

Die Wasserstelle Groß-Nabas war gestürmt, die furchtbare Felsenfeste des Feindes in unseren Händen.

Nach Schmidt, Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika.

86. Heldentod.

Im Mai 1906 wurde die Patrouille des Leutnants Fürbringer bei der Wasserstelle Tsamab durch Bondelzwarts völlig vernichtet. Über das Ende der tapferen Soldaten erzählt Joseph Christian, der Unterkapitän der Bondelzwarts, selber:

„Nach einem Gefechte gegen Major Kentel flohen wir auf der Padd von Gründorn nach Tsamab. Hierbei stießen wir auf ganz frische Spuren. Durch einen Beobachtungsposten auf einem hohen Baume wurde festgestellt, daß die Patrouille Fürbringer bei Tsamab lagerte und mit Abkochen beschäftigt war. Wir schlichen uns nun in dem felsigen Gelände bis auf 50 Meter an die Lagerstelle heran. Dem aus dieser Entfernung überraschend eröffneten Gewehrfeuer fiel gleich die Hälfte der Deutschen zum Opfer. Die übrigen griffen zu den Waffen und erwiderten das Feuer. Doch ein Reiter nach dem anderen wurde erschossen, so daß zuletzt nur noch der Leutnant mit zwei Leuten am Leben war. Ich rief ihnen zu: ‚Ergebt euch!‘, doch Leutnant Fürbringer antwortete: ‚Nein, wir ergeben uns nicht, wir verteidigen uns bis zum letzten Atemzuge!‘ Nach wenigen Minuten

waren auch die letzten erschossen. Dieser Leutnant liegt in Ehren," schloß Joseph Christian seine Erzählung.

Die auf der Spur der Hottentotten folgenden Soldaten fanden die nebeneinander liegenden Leichen der Gefallenen. Manchem tapferen Reiter stand da eine Träne im Auge. Die deutsche Truppe erfüllte das letzte Liebeswerk an den gefallenen Kameraden und bettete sie fern von der Heimat in den afrikanischen Boden. Drei weithin donnernde Salven gaben ihnen die letzte Ehre.

Wenn man jetzt an der einsamen Wasserstelle Esamab vorüberkommt, sieht man da ein weithin leuchtendes weißes Kreuz. Auf ihm sind die Namen der tapferen Gefallenen verzeichnet.

Nach Sievert.

87. Kreuz am Wege.

(Siehe Tafel 2.)

Am Wege steht gerichtet
Ein steinernes Totenmal;
Der Regen hat vernichtet
Den Namen und die Zahl.

Doch weiße Winden woben
Ein Kränzlein um den Stein,
Das speist der Himmel droben
Mit Regen und Sonnenschein.

Hier ward, bedeckt mit Wunden,
Gefällt von Mörderhand,
Ein fremder Mann gefunden
Auf blutgetränktem Sand.

Mitleidige Menschen scharren
Ins Grab den kalten Leib.
Dahem vergeblich harrten
Des Toten Mutter und Weib.

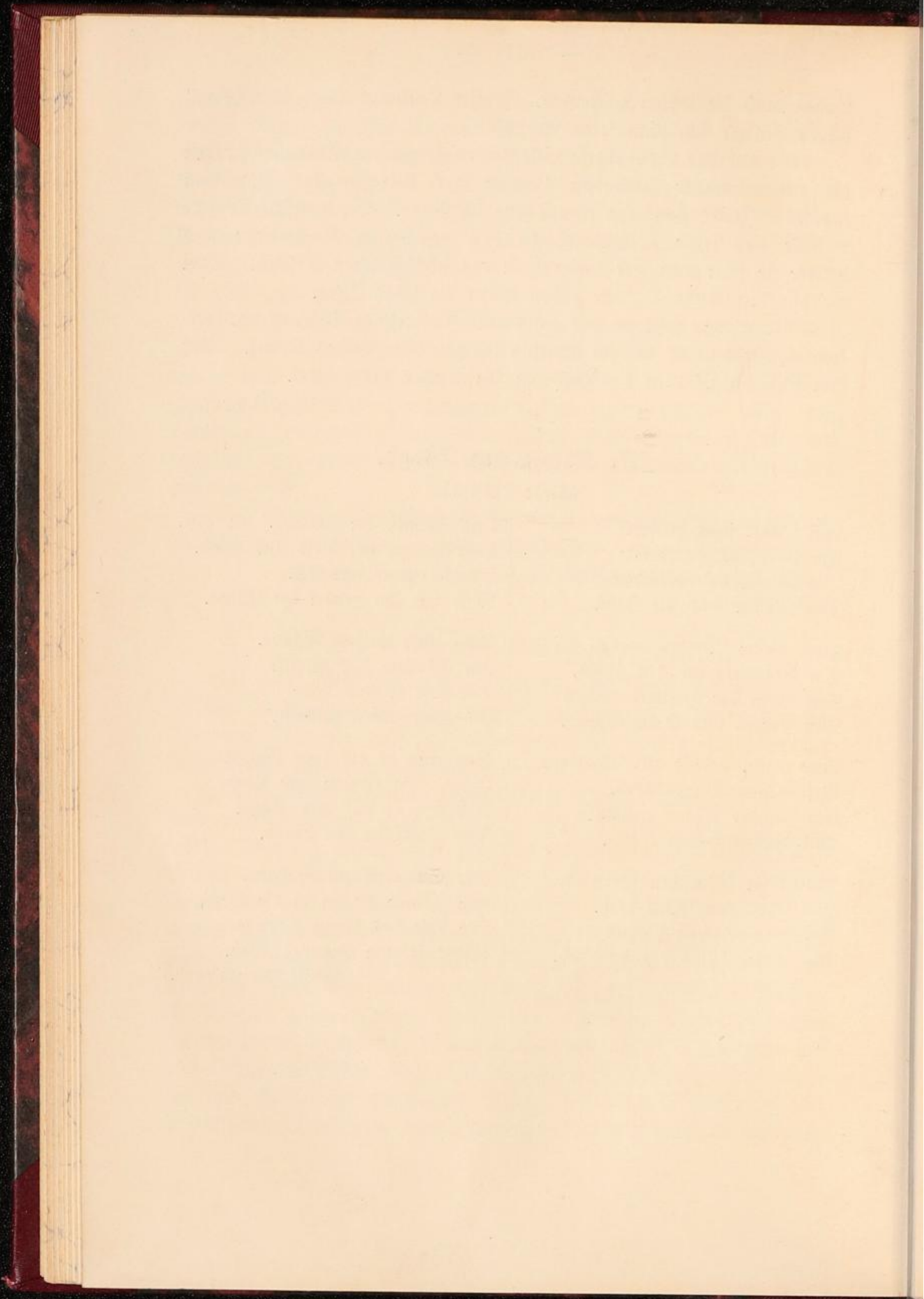
Leis' weinte die Mutter, die alte,
Laut jammerten Weib und Kind.
Ihr Klageruf verhallte,
Doch hat ihn gehört der Wind.

Von einer weißen Winde,
Im Gärtlein still gereift,
Hat leise er und linde
Ein Samenkorn gestreift.

Das trug er auf dem Flügel
Rasch über Strom und Land
Und legt es auf dem Hügel
Des Toten in den Sand.

Der Same ist aufgegangen,
Die Winde klonn in die Höh';
Sie hält das Kreuz umfangen
Und ruft zum Himmel Weh.

Rudolf Baumbach.



Wertvolle neuere Werke der Völkerkunde

Illustrierte Völkerkunde Unter Mitwirkung von sechs unserer besten Völkerkennner herausgegeben von Dr. Gg. Buschan. Mit 211 Tafeln und Abbildungen. 480 Seiten. Geh. nur M 2.60, elegant geb. nur M 3.50, in feinem Halblederband M 5.50. 20.—25. Tausend

„Ein ausgezeichnetes, vortrefflich ausgestattetes Werk.“

Seine Königl. Hoheit Prinz Ruprecht von Bayern

„Ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes, das in keiner Bücherei fehlen sollte.“
Deutsches Offiziersblatt

Kreuz und quer durch Marokko Kultur- und Sittenbilder aus dem Sultanat des Westens. Von Otto C. Artbauer. Mit 165 Abbildungen und 1 Karte. Oktav. 233 Seiten. Geh. M 3.80, geb. M 4.80
Fesselnde Schilderungen über Leben und Treiben in Marokko.

Die Rispiraten u. ihre Heimat Erste Kunde aus verschlossener Welt. Von Otto C. Artbauer. Mit 66 Abbildungen und 34 Tafeln, 4 Abbildungen im Text, 6 Plänen, Grundrissen, Übersichtskarten sowie dem Bildnis des Verfassers. Oktav. 288 Seiten. Geh. M 4.20, geb. M 5.40

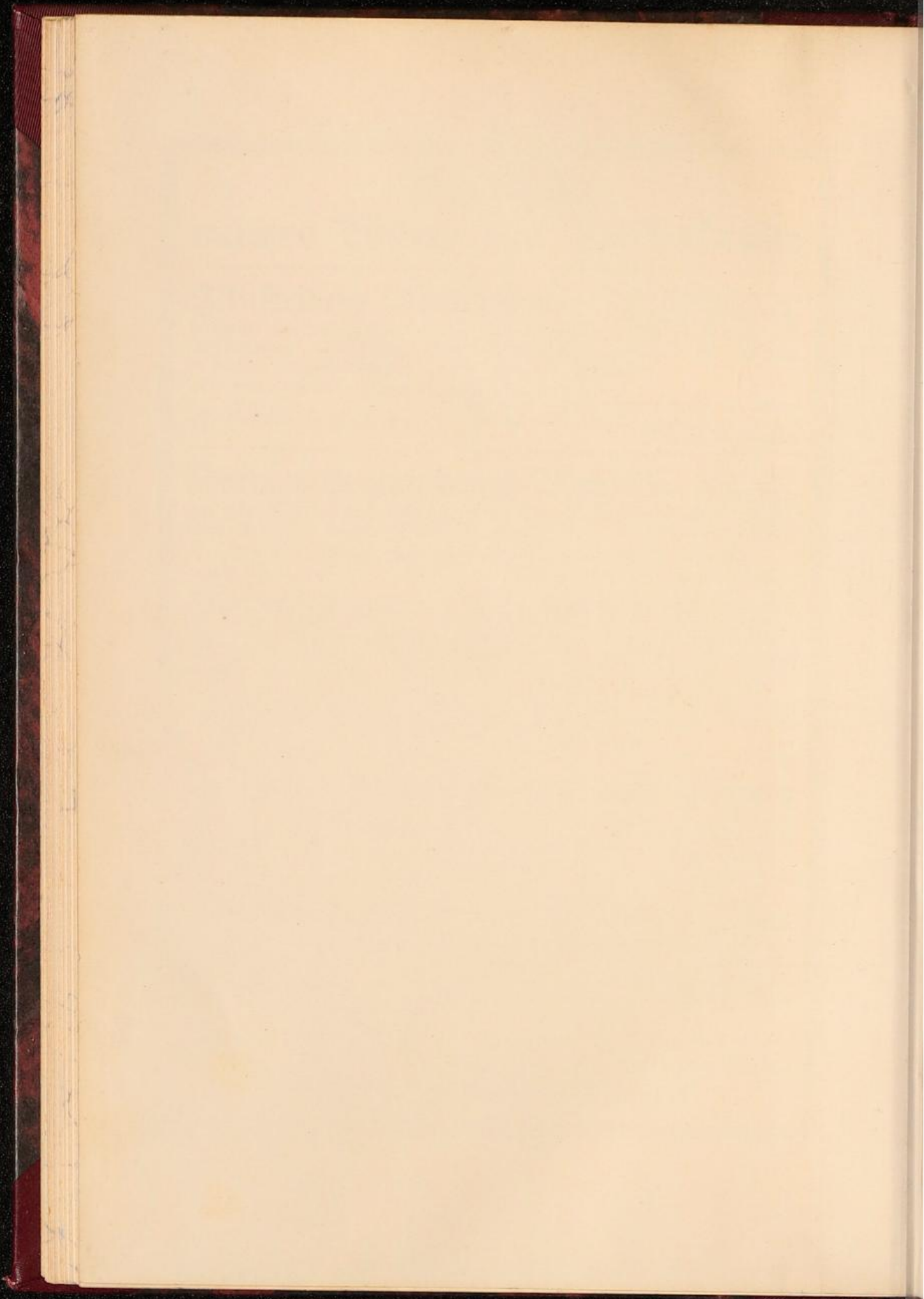
Artbauer darf als der einzige Europäer bezeichnet werden, dem es gelang, in das bisher noch unerforschte Land der Rispiraten vorzudringen. Was er zu berichten weiß, muß jeden Leser fesseln.

Hawaii, Ostmikronesien und Samoa Von Prof. Dr. A. Krämer. Meine zweite Südseereise (1897—1899) zum Studium der Atolle und ihrer Bewohner. Groß-Oktav. 585 Seiten. Mit 20 Tafeln und 136 Textabbildungen. Geh. M 10.—, geb. M 12.—

Dreißig Jahre in der Südsee Von R. Parkinson Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarckarchipel und auf den deutschen Salomoinfeln. Herausgegeben von Dr. B. Anfermann, Direktorial-Assistent am Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin. Groß-Oktav. XXII, 876 Seiten. Mit 56 Tafeln, 141 Textabbildungen und 4 Übersichtskarten. Geh. M 14.—, geb. M 16.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag
Strecker & Schröder in Stuttgart

Lot





Wort: Deutscher-Lidwest,
Lipika. 1913.

I
2807